OLZ

XLIV / 2 FEBRUAR 1941

Zur Frage des arabischen Ursprungs des Minnesangs.

Von Richard Hartmann.

Die Frage, ob der altprovenzalische Minnesang auf arabische Vorbilder zurückverweise, ist in jüngster Zeit vor allem von A. R. Nykl in positivem Sinne wieder erörtert worden. Nykl hat nicht bloß mit ausgezeichneter Sachkenntnis das allgemeine Problem erörtert, sondern es durch mühevolle Spezialarbeiten seiner Lösung näher zu bringen gesucht. Da ist in allererster Linie seine Transkriptions-Ausgabe und Übersetzung El Cancionero de Aben Guzmán (Madrid-Granada 1933) zu nennen, ein Werk, das ein gewaltiges Maß von Arbeit mit umfassendsten Kenntnissen, großem Wagemut und Begeisterung für die Sache erforderte, und das auch von den Arabisten allgemein als eine höchst dankenswerte und bedeutende Leistung warm begrüßt wurde, auch wenn wohl bisweilen Zweifel daran geäußert wurden, ob es die Frage des arabischen Ursprungs des Minnesangs zu lösen geeignet sei (s. z. B. J. Hell in dieser Zeitschr. 1935, Sp. 237ff.).

Es ist nun höchst erfreulich, daß der ganze schwierige Fragenkomplex von einem Kenner wie R. Menéndez Pidal neu aufgenommen[1] und in seinem ganzen Umfang mit solcher Exaktheit der Methode behandelt wird, daß seine Arbeit, wie ich vorwegnehmen möchte, eine neue Grundlage für jede weitere Untersuchung geschaffen hat. Die Probleme sind so scharf umrissen, die Ergebnisse so genau und vorsichtig zugleich formuliert, daß die Frage, soweit ich sehe, eigentlich zum erstenmal dem etwas unbehaglichen Gebiet der vagen Allgemeinheit entrückt ist. Und wenn auch nicht in allen Punkten ganz klare und sichere Ergebnisse herausgekommen sind, also die weitere Forschung nicht überflüssig geworden ist, so ist ihr doch deutlicher als bisher der Weg gezeigt, den sie zu gehen hat.

Dabei tritt in helles Licht, welch bedeutsamer Anteil an dem Fortschritt gerade Nykls Cancionero zu verdanken ist, was freilich der Arabist höchstens hätte ahnen, nie aber sicher wissen können. Die Transkription der Gedichte Ibn Quzmāns erlaubte es dem Kenner der romanischen Poesie, die Formen des arabischen volkstümlichen Zeǧel und der provenzalischen Lieder bis ins einzelne zu vergleichen (Kap. 1: El Zéjel árabe S. 340—360; Kap. 2: La estrofa románica con vuelta S. 360—389). Dabei ist dankbar anzuerkennen, daß sich M. P. der Vorbehalte, die sich aus der Art der Überlieferung des arabischen Dīwān ergeben, ganz besonders auch in Sachen des quantitierenden Metrums, durchaus bewußt bleibt. Trotz all dem steht fest, daß eine Reihe gerade der ältesten provenzalischen Gedichte in ihrer Form so sehr dem arabischen Zeǧel gleichen, daß eine zufällige Ähnlichkeit so gut wie ausgeschlossen erscheint. Freilich bleibt daneben die Tatsache bestehen, daß diese Gedichte nur einen Bruchteil ausmachen, daß die Mehrzahl andere Formen aufweist, für die die Parallelen im Arabischen fehlen. Und es wird sich die Frage erheben, ob sich die eigentlich zeǧel-artige provenzalische Strophe so stark aus der übrigen Masse heraushebt, daß für sie arabische Herkunft unbedenklich angenommen werden kann, wenn wir doch für die anderen diesen Ursprung nicht voraussetzen dürfen. Die Frage wird in dieser Form nicht formuliert; das findet jedoch seine, wenn auch mittelbare, doch entscheidende Begründung in den weittragenden Ausführungen von Kap. 4: La forma zejelesca en España y en Italia (S. 411—423), in denen wichtige und grundlegende Probleme z. T. mehr nur gestreift, aber schlaglichtartig beleuchtet werden.

Kap. 3: Relación entre el sistema árabe y el provenzal (S. 389—411) behandelt das inhaltliche Verhältnis der Poesie auf muslimischem und christlichem Boden. Ich gestehe, daß ich bisher das Haupthindernis für die Annahme eines direkten Einflusses der arabisch-andalusischen Dichtung auf die provenzalische in der Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse sah. Gewiß hat Menéndez Pidal vollkommen recht, wenn er S. 396 die Annahme ein Vorurteil nennt, daß ein geistiger Verkehr über die Schranken des religiösen Glaubens hinweg nicht möglich gewesen sei (s. schon meine Äußerung in GGA. 1935, S. 493). Dagegen vermag ich noch immer der S. 401f. vorgetragenen Ansicht von der Freiheit der andalusischen Frau nicht ohne Vorbehalt zu-

1) **Menéndez Pidal,** Ramón: **Poesía árabe y poesía europea.** S.-A. aus Bulletin Hispanique 40, S. 337—423. Bordeaux: Feret et fils 1939.

zustimmen[1]. Einzelne nicht zu leugnende Beispiele bestätigen vielleicht als Ausnahmen eher die Regel des Gegenteils. Die Frage bedarf m. E. ebenso noch sehr der Klärung, wie die andere des Geschlechts des Gegenstandes der Liebe bei Ibn Quzmān (S. 403 Anm. 3). Doch gebe ich zu, daß auch diese letzte an Bedeutung verliert, wenn man den arabischen Einfluß, wie es M. P. andeutet, im wesentlichen auf die Poesie beschränkt, die der niederen Minne gewidmet ist. M. P. ist ferner restlos beizupflichten, wenn er S. 402 „la idea de un amar exclusivamente sensual en la poesía árabe" als Irrtum bezeichnet: der „idealismo erótico, antípoda de Ovidio" ist in der Tat der arabischen Poesie und Theorie — und nicht nur der andalusischen — durchaus bekannt; man vgl. nur die wertvollen Hinweise, die Massignon, La passion d'el-Hallaj I (Paris 1922), S. 173ff. gegeben hat. Dagegen aber, daß man ihn mit dem „amor cortés" unmittelbar in Parallele setzen dürfte, bleiben mir erhebliche Bedenken. Diese Bedenken schließen immerhin die Möglichkeit nicht aus, daß man Formen und Gedanken des andalusisch-arabischen Kulturkreises unmittelbar übertragen hätte auf die ihrem Wesen nach anderen, aber doch gewisse Ähnlichkeiten aufweisenden Verhältnisse des christlichen Westens, zumal in einer Zeit der geistigen Gärung, in der das Gefühlsleben hier wie dort ähnliche Wege eingeschlagen haben mag.

Die Parallelen, die M. P. im einzelnen — auch z. B. zum Taglied S. 408f. — aufweist, sind so schlagend, daß man einräumen muß, die Annahme, die ähnlichen Züge seien in Andalus und in Occitanien unabhängig voneinander entstanden, „parece una temeridad crítica" (S. 410). Ich bekenne, daß mich die überaus methodischen Ausführungen des Vf.s zum erstenmal überzeugt haben, daß die „arabische These" von der Entstehung des Minnesangs recht hat.

Dieses Urteil ist aber weit davon entfernt, etwa dem Leser einen Eindruck vom Ergebnis der Arbeit Menéndez Pidals zu vermitteln. Meine Zustimmung gilt nicht schlechtweg der arabischen These, sondern nur in der Ausführung (und mit den darin liegenden Einschränkungen), die ihr in des Vf.s sorgfältig abgewogener, höchst eindrucksvoller und weittragender Untersuchung gegeben ist.

Ich darf nicht schließen, ohne nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Arabist aus der Arbeit — auch ganz abgesehen von der Frage nach dem Ursprung des Minnesangs — zum Verständnis der volkstümlichen arabischen Dichtung sehr viel lernen kann.

1) Allerdings ist mir das Buch von H. Pérès, La poésie andalouse, von dem Vf. sagt „su libro es decisivo para resolverla" (sc. la cuestión provenzal), z. Z. nicht zugänglich.

Besprechungen.

Allgemeines.

Chapouthier, Fernand, et René **Joly**: **Fouilles exécutées à Mallia** par l'École Française d'Athènes sous la Direction de M. M. Charles Picard et Pierre Roussel, avec la Collaboration de M. M. J. Hazzidakis, L. Renaudin, J. Charbonneaux, F. Chapouthier, R. Joly. Deuxième Rapport: Exploration du Palais (1925—1926). Paris: Paul Geuthner 1936. (53 S., 12 Abb., 35 Tafeln, 1 Plan.) 4° = École Française d'Athènes. Études Crétoises IV. 100 Fr.

— **Deux Épées d'apparat découvertes en 1936 au Palais de Mallia** au cours des fouilles exécutées au nom de l'École Française d'Athènes. Paris: P. Geuthner 1938. (63 S., 1 Titelbild, XX Taf.) 4° = École Française d'Athènes, Études Crétoises, V. Fr. 120 —. Bespr. von F. Matz, Münster i. W.

Die Ausgrabung des Palastes von Mallia an der kretischen Nordküste, gut 30 km ö. von Herakleion, die 1922 von der französischen Schule in Athen begonnen wurde, wird von den Ausgräbern selber seit einiger Zeit offenbar als im wesentlichen abgeschlossen betrachtet. Weil vorauszusehen war, daß die Arbeit sich über viele Jahre ausdehnen würde, hat man sich, noch während sie im Gange war, entschlossen, die Ergebnisse von je einigen Kampagnen für die Veröffentlichung zusammenzufassen. Da aber überraschende spätere Funde und Beobachtungen manches früher Formulierte berichtigten oder gar umstießen, sind die Dinge vorderhand etwas unübersichtlich geworden. Trotzdem haben wir im Hinblick auf die Größe und Bedeutung der Entdeckungen den französischen Gelehrten dankbar zu sein, daß sie mit ihrer Bekanntgabe nicht zögerten. Hier soll nur berichtet werden über die beiden letzten Mallia betreffenden Arbeiten, die in der Reihe der Études Crétoises als Heft 4 und 5 erschienen sind. Heft 4 enthält den 2., die Ergebnisse der Jahre 1925/26 zusammenfassenden Ausgrabungsbericht, der von F. Chapouthier in Verbindung mit R. Joly abgefaßt ist. In Heft 5 legt Chapouthier einen bedeutenden Einzelfund vor. Die zusammengefaßte und klare Art, wie die Beobachtungen formuliert und durch Bilder erläutert werden, verdient hohes Lob. Über die Jahre 1922/24 war der Grabungsbericht bereits 1928 erschienen, und ein Heft mit den in Mallia gefundenen Schriftdenkmälern trägt die Jahreszahl 1930. Über die Kampagnen nach 1926 liegen nur die kurzen jährlichen Berichte in der

Chronique des Fouilles der einzelnen Jahrgänge des BCH. vor.

Nachdem bereits die ersten Grabungen ergeben hatten, daß es sich um eine den Palästen von Knossos und Phaistos nahe verwandte Hofanlage handelte, kam es 1925/26 den Ausgräbern vor allem darauf an, die Umgebung des Hofes zu klären. Dabei stellte sich heraus, daß bei durchaus rechtwinkliger Disposition von den nach außen führenden Verbindungswegen keiner axial einmündete. Hinter der Säulenhalle an der n. Schmalseite kam ein Saal von etwa 9 m im Quadrat mit 6 Innenstützen zutage. Die geistreiche Erklärung seiner Asymmetrien durch Inbezugsetzung einer frühen kretischen Raumform mit dem ägyptischen Pfeilersaal überzeugt nicht ganz, weil es sich um ein Sockelgeschoß handelt. Derselbe Grund spricht auch gegen den von den Verf. übersehenen Versuch von Thiersch (ZAW. 50, 1932, 83), diesen Raum dem Typus der dreischiffigen Heiligtümer zuzuweisen. Ich meine, es genügt, wenn man die Pfeiler als Substruktionen eines luftigen hölzernen Säulenbaus auf dem flachen Dach versteht. — Fast die ganze Länge der Ostseite des Hofes nimmt eine Portikus ein, bei der, wie an der entsprechenden Stelle in Phaistos, Steinpfeiler und Holzsäulen in regelmäßigem Wechsel sich ablösen. Mit Ausnahme der beiden Interkolumnien an den Enden, wo sich Türen befanden, war die Halle durch eine wohl aus Holz bestehende Brüstung gegen den Hof abgeschlossen. Die Magazinreihe hinter ihr hat eine Anordnung, wie sie in der Baugruppe I zu Boghazköi mehrfach vorkommt. Die einzelnen Magazine öffnen sich gegen die Außenwand. Um in sie zu gelangen, mußte man an dieser entlangschreiten. Im S. begrenzt den Hof eine aus drei flachen Risaliten mit zwei Einsprüngen dazwischen gebildete Fassade, in der sich über einer niedrigen Brüstung große, von Holzwerk gefaßte fensterartige Öffnungen befinden. Die Symmetrie der Anlage entspricht der in Phaistos am N-Rand des Hofes. Anders ist die Art, wie der Eingang gelegt ist, nicht in die Mitte, sondern in die w. Hälfte des westlichsten Risalits. Die am S-Ende der W-Seite anschließende 8 m breite Treppe, die zu den Staatsräumen im Obergeschoß des W-Flügels führte, gehört zu den monumentalsten Anlagen der minoischen Architektur, die wir kennen. Dieser Teil ist in allem wesentlichen schon im BCH. von 1928 durch Chapouthier bekannt gemacht worden. In das Pflaster eines kleinen, s. an die Treppe stoßenden Raumes ist eine runde steinerne Opferplatte eingelassen, die in der Mitte eine größere schalenförmige Eintiefung trägt und 34 kleinere an der Peripherie. Ch., der eine kleine Zahl ähnlicher Stücke aus dem minoischen Kreta damit zusammenstellt, sieht überzeugend in dieser Erscheinung den Vorgänger des griechischen Kernos und nimmt an, daß die Vertiefungen für eine πανσπερμία bestimmt waren. Bei der Erweiterung des Grabungsfeldes nach N. kam ein kleiner isolierter Bau zum Vorschein, der durch seine Orientierung und dadurch, daß er einen wichtigen Durchgang sperrt, seltsam aus dem Rahmen des übrigen herausstieht. Gleichwohl muß er nicht lange nachher errichtet sein. Kultische Bedeutung hat er, wie die Ausgräber feststellen, zweifellos. An Beziehung zum Megaron möchte ich, des Breitraums wegen, nicht denken.

Daß diese ganze Anlage sonst in allem wesentlichen in einem Zuge gebaut ist, haben diese Untersuchungen von neuem erwiesen. Aber man sieht es schon diesem Bericht an, daß sich im Lauf der Arbeiten Zweifel an der bisherigen Datierung meldeten. Wegen der Keramik, deren Masse in der 1. mm. Phase einsetzt, hatte man den ganzen Palast so früh datiert. Eine Folgerung von größter Bedeutung für die ganze minoische Kunstgeschichte ergab sich daraus: der durch Knossos und Phaistos am besten bekannte, dort aber im ganzen erst der Blütezeit — MM. 3/SM. 1, Ende des 17. bis Ende des 16. Jahrh. — angehörige Typus des Palastbaus hätte also schon vor der Jahrtausendwende in der frühen Bronzezeit sozusagen mit einem Schlage fertig dagestanden. Jetzt zeigt sich in der Keramik eine Lücke. Die 2. mm. Phase und der Beginn der 3. sind kaum vertreten. Der Bericht schließt daher bereits mit dem Vorschlag, die ganze Anlage in den letzten Teil von MM. 3 zu datieren.

Der endgültige stratigraphische Beweis dafür ist erst 1936 Ch. gelungen durch eine Tiefgrabung in der mit III bezeichneten Raumgruppe an der NW-Ecke, über die er im 2. der hier angezeigten Hefte Rechenschaft gibt. Die älteren Magazine, von denen dabei Teile freigelegt wurden, setzen einen stattlichen Vorgänger des Palastes voraus, der aber noch im ersten Teil des 3. mm. Abschnitts benutzt sein muß. Damit sieht man sich hier nun doch derselben Erscheinung gegenüber wie in Knossos und Phaistos: Katastrophe und Wiederaufbau im Laufe von MM. 3.

Die untere Zeitgrenze für die ältere Anlage wird vor allem durch die beiden Schwerter geliefert, die auf deren Niveau gefunden wurden. Ihnen ist der größte Teil dieses Heftes gewidmet. Aufs nächste verwandt sind sie den Degen aus den Schachtgräbern von Mykenai, deren Anlage wohl nicht lange vor der Mitte des 16. Jahrh. und jedenfalls noch gleich-

zeitig mit der späteren 3. mm. Periode Kretas beginnt. Wenigstens in ihrem ersten Teil überschneidet sich die Zeit der Schachtgräber noch mit dem jüngeren Palast in Mallia. Wesentlich über das Ende des 17. Jahrh. hinauf können daher diese beiden Schwerter nicht datiert werden. An dem kleineren von ihnen ist der beinerne Knauf unten durch ein getriebenes Goldrelief verziert, das einen ein Rad schlagenden Akrobaten darstellt. Der eindringenden und feinsinnigen Erläuterung des Motivs durch Ch. stimme ich vorbehaltlos zu. Auch darin hat Ch. gewiß recht, daß er in ihm hier einen Hinweis auf die Verwendung des Degens bei Schwerttänzen sieht.

Die große Frage, die vorläufig diese Ruine noch offen läßt, betrifft die Gestalt der ersten Anlage und deren Verhältnis zur zweiten. Eine wirkliche Klärung scheint bisher, abgesehen von der erwähnten Stelle im NW., nur am S-Rand vorgenommen zu sein. Dabei hat sich aber herausgestellt, daß bis hierher der alte Palast nicht reichte, sondern daß sich eine bürgerliche Siedelung hier an ihn lehnte (BCH. 57, 1933, 296). Sollte es wirklich ganz ausgeschlossen sein, durch weitere Tiefgrabungen von der Art der oben erwähnten noch einiges mehr von der unteren Schicht wiederzugewinnen? Eine Lösung dieser Frage würde von grundlegender Bedeutung für unsere Einsicht in die Entwicklung der minoischen Baukunst überhaupt werden können.

Debevoise, Neilson C.: **Parthian Pottery from Seleucia on the Tigris.** Ann Arbor: University of Michigan Press 1934. (XIV, 132 S. 14 Taf.) 4^0 = University of Michigan Studies, Humanistic Series, Vol. XXXII. $ 3 —. Bespr. von Erich J. R. Schmidt, Klein-Machnow.

Schon seit sehr alter Zeit tritt in Mesopotamien eine bläulich-grün glasierte Keramik auf, die in der Zeit der parthischen und der sassanidischen Herrscher ihre Blütezeit gehabt zu haben scheint. Sie lebt in der Zeit der islamischen Herrschaft weiter. Unter dem Begriffe der Rakka-Keramik ist sie manchmal zusammengefaßt worden.

Durch die Grabungen in Dura-Europos, in Babylon, Samaria und in anderen Stätten des Iraq lernten wir ihren Formenreichtum kennen, aber eine Einordnung und Aufteilung an die parthischen bzw. sassanidischen Perioden war bisher nicht möglich. Vor allem fehlte eine genaue Schichtenbeobachtung namentlich in Nippur und Dura. Für die Partherzeit sind wir nun durch die Untersuchungen in Seleucia am Tigris in der Lage, wenigstens einen großen Teil der parthischen Keramik in seinen schichtmäßigen und typologischen Zusammenhängen betrachten zu können. Die Beobachtung der verschiedenen Schichten in Seleucia haben allerdings nur für die Partherzeit ein vollständiges Scherbeninventar ergeben. Die hellenistischen Schichten waren zur Zeit der Veröffentlichung von Debevoise noch nicht abschließend untersucht, wir hoffen, daß uns später einmal eine ähnlich umfassende Darstellung der griechischen Keramik in Seleucia geschenkt werden möge. Das ist um so wünschenswerter, als hier die Schichtverhältnisse ungleich günstiger liegen, als in Babylon, wo die Zerstörung tief in die griechischen Schichten hineingreift.

So muß die Arbeit von N. C. Debevoise als die erste systematische Bearbeitung der nachhellenistischen Keramik begrüßt werden. Andere Bearbeiter werden sowohl in der Systematik, wie in den Einzelbehandlungen auf seinen Untersuchungen aufbauen können.

Nach einer allgemeinen Darstellung der bisherigen Arbeiten über parthische Keramik gibt D. zunächst eine Schilderung der Topographie der Grabung in Seleucia. Die Untersuchungen der amerikanischen Ausgrabung haben sich im wesentlichen auf die Ruine Tell 'Umar, Block B beschränkt, in der vier Schichten festgestellt werden konnten. Die Zählung erfolgt von oben nach unten, da die Untergrenze noch nicht erreicht ist. Immerhin wäre es wohl möglich gewesen, die Schichten als hellenistisch und als parthisch I—III zu zählen, da sich eine genaue Scheidung und zeitliche Trennung der verschiedenen Schichten ermöglichen ließ. Die Zählung in den vorläufigen Berichten braucht schließlich nicht in die abschließenden Veröffentlichungen übernommen zu werden.

Schicht IV bei D. ist, wie schon gesagt, hellenistisch. Die Partherherrschaft beginnt mit der Schicht III, unter ihr liegt eine Zerstörungsschicht. Die jüngste parthische Schicht — I — umfaßt zwei Bauperioden, und endet mit der Zerstörung der Stadt durch Septimius Severus. Die einzelnen Schichten werden durch die Münzfunde genau bestimmt (S. 7—10). Nach einer kurzen Schilderung der Grabungstechnik — S. 11—12 — geht D. zu der Beschreibung der Keramik selber über. Nach einer Darstellung der keramischen Technik folgt eine Scheidung der verschiedenen Typen, von denen er einschließlich der Lampen und sonstiger Sonderformen 417 Nummern in Zeichnung und in Auswahl auch in guten Abbildungen bringt. Bei den meisten Typen werden wir ohne weiteres die griechischen Vorbilder erkennen können, daneben aber blieben die einheimischen Formen in Gebrauch. Verwunderlich ist das nicht, da die einheimischen Töpfer ihre Ware, die sich als brauchbar erwiesen hatte, selbstverständlich weiter gemacht haben. Auch Mischungen aus griechischen und einheimischen Elementen haben sich gefunden — so bei Nr. 169, 175 und 178 — bei denen die babylonische Form des fußlosen Gefäßes mit den scharfen Randprofilen der griechischen Waren sehr harmonisch vereinigt ist. Auch bei den Schalen, wie Nr. 188f., finden wir solche babylonische Nachzügler.

Für die hellenistische Keramik fehlen uns, wie schon gesagt, die geschlossenen Typenreihen. D. weist auf Ähnlichkeiten mit der hellenistischen

Keramik Palästinas hin. Nun zeigt aber Babylon einen bedeutenden hellenistischen Import und Ref. kann auf Grund der Bearbeitung der hellenistischen Keramik Babylons durch Dr. O. Deubner darauf hinweisen, daß diese Keramik auf die einheimische bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. stark eingewirkt haben muß.

D. bezeichnet eine Reihe von kleinen Töpfchen als "cosmetic pots" (Typen 38—62). So gut wie sämtliche Stücke lassen sich auch in den Großformen belegen, so daß zu überlegen wäre, ob es sich hier nicht um Kinderspielzeug handeln könnte.

Auf S. 28f. wird eine Analyse der Glasuren gegeben. Seit dem dritten Jahrtausend ist die Glasur im Zweistromland und darüber hinaus in Ägypten und im Industale bekannt. Die für die späte Zeit so charakteristische blaugrüne Keramik ist durch die Funde in Schicht IV für die Zeit des Hellenismus zu belegen.

Neben der blaugrünen Keramik finden wir in Seleucia zweifarbige und seladongrüne Ware, die in arabischer Zeit dann im Zweistromlande weiterimportiert, ja sogar lokal nachgeahmt wird. Beziehungen zu China aus der Han-Zeit scheinen durchaus möglich.

Die prachtvolle schwarzglasierte Keramik der hellenistischen Zeit scheint auch in Seleucia nicht in Glasur nachgeahmt worden zu sein. An ihre Stelle tritt wie in Babylon die schwarz geschmauchte Ware.

Höchst aufschlußreich ist die nun folgende Tabelle der Typen. Auffallend armselig ist das Inventar der hellenistischen Schichten. Allerdings kennen wir sie wohl noch nicht genügend. Auch die obersten beiden Siedelungen aus der Schicht I zeigen einen auffallenden Mangel an reichen Formen. Am üppigsten sind die Schichten III und II.

Ab S. 42 folgt dann eine Zusammenstellung der Typen. Leider sind die Stücke nicht im gleichen Maßstab wiedergegeben, so daß sich bis zu vier verschiedene Verkleinerungen auf einer Tafel beisammen finden. Das mag sich aus der Tafelanordnung ergeben haben, erleichtert aber nicht gerade die Benutzung.

Außerdem wäre es wünschenswert, wenn bei derartigen Veröffentlichungen die Schnitte einer Tafel einheitlich gezeichnet würden, so daß Schnitt und Ansicht stets auf der gleichen Seite stehen (Nr. 169—177).

Sieht man von diesen kleinen Schönheitsfehlern ab, so wird diese erste Bearbeitung der parthischen Keramik bei weiteren Untersuchungen ein unentbehrlicher Führer sein können. Druck, Papier und Ausstattung sind ausgezeichnet.

Ducati, Prof. Pericle: **Le Problème Étrusque** Paris: E. Leroux 1938. (III, 207 S., 23 Abb. auf Taf.) 8°. Fr. 40 —. Bespr. von Wilhelm Brandenstein, Graz.

Von demselben Verfasser, der Professor an der Universität von Bologna ist, erschien 1926 ein ähnliches Werk, betitelt Etruria Antica (Verlag Paravia, Torino). Demgegenüber bedeutet das neue Buch eine Beschränkung auf die Herkunftsfrage, die aber dafür viel ausführlicher behandelt wird, eingeleitet durch eine höchst dankenswerte Geschichte des Problems. Weiter ist das Problem bis auf den Stand von Ende 1936 weitergeführt worden; z. T. wurde auch noch Literatur aus dem Jahr 1937 berücksichtigt. Sein Ergebnis ist, daß nach 750 durch die Einwanderung der (ägäischen) Tyrrhener zunächst Tarquinii (im Umbrerland) gegründet und dann Etrurien konstituiert wurde. Dies hält D. für die „plausibelste Hypothese". Diese Hypothese wird man am meisten dadurch verstärken können, wenn man sich über die Herkunft der Tyrrhener klar wird. Ich habe[1] versucht, sie aus Nordostkleinasien herzuleiten. Dazu können weitere Argumente beigebracht werden. Zunächst zeigen neuere Funde aus Luristan eine überaus große Ähnlichkeit mit etruskischen Metallarbeiten[2]. Dazu kommen ethnologische Tatsachen. Die Aufnahme des Herkules in den Olymp bedeutete in den Augen der Etrusker eine Adoption, die ihre Sanktion durch die mater familias, durch Juno erhalten mußte. Der Adoptionsritus ist auf etr. Spiegeln mehrfach dargestellt[3]; er erfolgte in der Weise, daß der Adoptierte an der Brust der Hausmutter saugen mußte. Parallelen dazu finden sich erst wieder im Kaukasus: „Manche [Swanen] schließen statt mit Männern mit Frauen Blutsbrüderschaft [diese Übersetzung ist nicht ganz glücklich; wörtlich heißt Blutsbrüder etwa „Hälfte-Mann" (vgl. unser „Halbbruder"), mit einem georgischen Lehnwort]. Sie legen der Frau den Zahn auf die Brust und sagen: Du Mutter und ich Sohn. Dreimal sagen sie das und sind „Blutsbrüder". Dann ist die Frau „Mutter-Stellvertreter", der Mann „Sohn-Stellvertreter"[4]. Sowohl der swanetische als auch der etr. Ritus weisen auf das mutterrechtlich durchtränkte Kleinasien hin. Schließlich sind noch rassische Überlegungen anzustellen. Wenn man die überaus charakteristischen ägyptischen

1) Die Herkunft der Etrusker. Leipzig 1937. Ducati schreibt mir S. 194 die Meinung zu « que les étrusques sont des Lydiens », was ich aber ausdrücklich abgelehnt habe. Sie sind aus Tyrsa in Lydien, aber keine Lyder. Weiters „Sprachliches zur Urgeschichte der . . . Tyrrhener". Belleten 3 (Ankara 1937) 714—751.

2) Publikation steht noch aus (Potratz-Hannover).

3) Mit Abbildungen G. Maresch, Wiener Studien 1930, 50ff.

4) Onjān, Svanskie teksty na Lāsschom narečii (Petersburg 1917: Materialy po jafetičeskomu jazykoznaniju IX). Abschnitt I, Kap. 12 S. 43ff., laut freundlicher Mitteilung von G. Deeters, Bonn.

Darstellungen der Seevölker ansieht[1], so bemerkt man, daß die Turuscha und ihre Gefährten ausgesprochen „vorderasiatisch" aussehen, was absolut gegen italische Herkunft spricht (nur die Philister sehen indogermanisch aus). Hält man dazu, was E. Fischer über die Rasse der Etrusker festgestellt[2] hat, die er „aquilin" nennt und die m. E. als eine Mischung von vorderasiatischen und nordischen Elementen bezeichnet werden kann, so weist dies wiederum nach Kleinasien, wobei die besondere Verstärkung des nordischen Einschlages in Italien nur zum Teil auf die Umbrer zurückzuführen ist. Die Sprache zeigt eine ähnliche Mischung, nur herrscht hier, ebenso wie in der geistigen Grundhaltung der Etrusker, das nicht-indogermanische Element vor[3]. Sicher ist damit, daß die Etrusker und Tyrrhener nichts mit der mediterranen Rasse und Sprache zu tun haben, was eine weitverbreitete Irrmeinung (auch D.s) ist. Ebenso sicher aber ist auch, daß die aquiline Rasse in Italien nicht bodenständig ist, denn sie zeigt sich lediglich in einem scharf abgegrenzten Bezirk, was typisch für Zuwanderer ist, und zeigt sich nicht in verschiedenen entlegenen Rückzugsgebieten, wie es sich für Autochthone ziemen würde.

Im einzelnen finden sich manche Unklarheiten. Nach Lemnos sind die Tyrrhener, wie Thukidydes berichtet, erst um 700 v. u. Z. gekommen, daher können die dort gefundenen Nekropolen des 9. Jahrh. nicht den „Pelasgi-Tirreni" zugeschrieben werden, sondern höchstens den nach Homer um diese Zeit dort ansässigen thrakischen Sintiern (die D. fälschlich „Synthes" schreibt; S. 143). Bei dem in den ägyptischen Quellen genannten Jun-Turscha (von D. S. 145 An-Turscha geschrieben) ist das wesentliche, das Turscha mit dem Länderdeterminativ geschrieben ist. Dies bedeutet, daß den Ägyptern Land und Volk Turscha bekannt war, auch wenn der genannte Jun-Turscha mit ihnen überhaupt nichts zu tun haben sollte und lediglich eine Schreiberspielerei vorläge[4].

Butavand, F.: L'Énigme d'Alvão. Les Inscriptions néolithiques du Portugal et la Thèse Occidentaliste. Paris: Adrien-Maisonneuve 1938. (VI, 39 S.) 8°. Bespr. von Hans Jensen, Kiel.

Der Verf. des unerfreulichen Büchleins scheint sich vorgenommen zu haben, alle möglichen Rätsel der Schrift- und Sprachgeschichte mit genialer Unbefangenheit in kleinen Broschüren, deren Inhalt seltsam aus Gelehrsamkeit und Dilettantismus gemischt ist, zu lösen. So veröffentlichte er bereits früher Schriften über L'énigme lydienne; L'énigme étrusque; L'énigme ibère; L'énigme messapienne et l'énigme crétoise. In der vorliegenden versucht er das Rätsel der vier mit unbekannten Zeichen bekritzelten Steine von Alvão in Nordportugal, die aus der Epoche der Jungsteinzeit stammen, zu lösen. Stillschweigend nimmt er an, daß es sich überhaupt um Inschriften handelt (was keineswegs über allen Zweifel erhaben ist), ferner, daß die Zeichen Buchstabenzeichen (nicht etwa Silbenzeichen) darstellen; da einige Zeichen in der Tat gewisse Ähnlichkeiten mit den (viel jüngeren, nachweislich aus der phönikischen Schrift stammenden) iberischen Buchstaben aufweisen (in anderen Fällen freilich nur in sehr gezwungener Weise), so beginnt er seine Entzifferung auf der Grundlage dieser Schrift und entziffert die Inschriften mit Hilfe der baskischen Sprache. Mit welcher Großzügigkeit dabei zu Werke gegangen wird, möge man daraus ersehen, daß z. B. die Lautgruppen *ts.s*, *ts.z*, *z.uz* sämtlich als bask. *tsusto* „Überreste" gelesen werden; in der ersten Inschrift werden die beiden ersten Zeilen rechtsläufig, die dritte linksläufig, in der zweiten Inschrift die erste, zweite und vierte rechtsläufig, dagegen die dritte linksläufig gelesen. — Man sieht wirklich nicht ein, worauf sich der Anspruch Butavands gründet, die von ihm bestrittenen, in ähnlich phantastischer Weise gewonnenen Ergebnisse eines Cejador durch bessere ersetzt zu haben.

Der zweite Teil des Büchleins wendet sich gegen die Ansicht der sog. Okzidentalisten, d. h. derjenigen Forscher, die (wie z. B. Wilke, v. Lichtenberg u. a.) die Meinung vertreten, daß alle in Europa verwendeten Schriften aus einer Jungsteinzeitschrift der iberischen Halbinsel herstammen. Wenn er betont, daß die altgriechische Schrift eine Entlehnung aus der phönikischen sei, so gibt ihm die Wissenschaft Recht; anders ist es, wenn er die Ansicht vertritt, daß in vorgriechischer Zeit das ganze mittelmeerische Festland- und Inselgebiet von — Slaven bevölkert war und daß diese die Erfinder der sog. kretischen Schrift waren. Da können wir nicht mehr mit. Und wenn der Verf. nun vollends versucht, kretische oder frühmykenische Inschriften aus dem Slavischen zu deuten (so deutet er die kurze Inschrift auf der in meinem Buche „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart" S. 94 abgebildeten Urne aus Orchomenos, die er als *li-tsn-ts-r* 11 liest, aus dem Russ. als *ličnaja čara* 11 vase (eigentl.: „Bierglas") personnel No. 11!), ferner eine ganze Anzahl homerischer Eigennamen aus dem Slavischen zu erklären (Πολύφημος = russ. *polevoj* „ländlich", Κύκλωψ aus *ko* und *chlěv*, also etwa „hin zum Stalle", Καλυψώ aus russ. *cholopstvo* „Knechtschaft" usw.) und endlich Spuren jener alten Schrift im heutigen russischen Alphabet wiederzufinden — dann hört für uns jede ernste Wissenschaft auf.

---

1) Am leichtesten bei Bossert, Altkreta (3. Aufl.) Abb. 551—556.

2) FF 14 (1938).

3) Brandenstein, Rev. intern. des études indoeur. I, 301—322.

4) Siehe meinen demnächst erscheinenden Artikel „Thyrrhener" in der PWRE und „Neue Beobachtungen zur Stele von Lemnos" in der WZKM.

Ägyptologie.

Dykmans, G.: Histoire économique et sociale de l'ancienne Egypte. Tome I: Des origines aux Thinites (305 S.). Tome II: La vie économique sous l'ancien Empire (301 S.). Tome III: L'organisation sociale sous l'ancien Empire (281 S.). Paris:

Auguste Picard, 1936. 1937[1]. Bespr. von H. Ranke.

Der belgische Verf., der sich in diesen drei rasch aufeinander folgenden Bänden den Ägyptologen vorstellt[2], ist ein Nationalökonom, der u. a. über «le statut contemporain des Étrangers en Egypte»[3] ein Buch geschrieben hat. Bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Ägypten hat er sich dann auch in die alte Geschichte des Landes vertieft und, ermuntert von Jean Capart und von Jacques Pirenne — auf dessen dreibändiger Histoire des institutions et du droit privé de l'ancienne Egypte (Brüssel 1932—1935) er wesentlich weiterbaut —, sich die Aufgabe gestellt, eine Wirtschafts- und Sozialgeschichte des alten Ägyptens zu schreiben.

Von diesem weit ausgreifenden Plan ist jetzt ein beträchtlicher Teil — drei Bände von je annähernd 300 Seiten — verwirklicht worden. Es ist erstaunlich, welche Fülle von ägyptologischen Veröffentlichungen — abgesehen von nationalökonomischen aller Art —, bis zu kleinen Aufsätzen in den verborgensten Winkeln der Fachliteratur, der Verf. durchgearbeitet hat, und mit wie gesundem und sicherem Instinkt er, der selbst nicht ägyptologisch Ausgebildete, bei umstrittenen Fragen seinen Standpunkt einnimmt.

Mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit macht er sich an sein Werk, das, wenn auch gelegentlich etwas breit doch niemals ermüdend, in glänzendem Stil und großenteils in mitreißender Führung geschrieben ist.

Der erste Band, dem eine 25seitige Bibliographie beigegeben ist, behandelt nach einer geographischen Übersicht und einem Überblick über die verschiedenen Epochen der Prähistorie vom Quaternär bis in die Steinkupferzeit, in ausführlicher Weise die Anfänge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen der vorgeschichtlichen Ägypter. Überall geht der Verf. zunächst auf die Ergebnisse der allgemeinen nationalökonomischen und soziologischen Forschung ein, erörtert die verschiedenen Thesen der führenden Forscher — wobei z. B. über das génie propre der einzelnen Völker oder über die irrige Ansicht, daß Seßhaftigkeit und Ackerbau an sich einen Fortschritt über die nomadische Lebensweise bedeuten, sehr feine Worte gesagt werden — und macht dann seine Anwendungen auf den Sonderfall Ägypten. Viehzucht und Landwirtschaft, die ersten sozialen Einheiten von der Gruppe über die Horde zum Stamm, die Anfänge von Tracht und Schmuck, von Recht und Grundbesitz, die ältesten Totenbräuche, der Beginn religiöser Ideen und ihre Entwicklung vom Totemismus bis zur Gottesvorstellung, die Vorstellungen vom „Ka" und der Seele, die Rolle von Heliopolis in der Entstehung einer ägyptischen Theologie — aber auch die Anfänge von Handwerk und Kunst, die Entstehung der Schiffahrt, schließlich das Auftreten der Schrift mit seiner ungeheuren Bedeutung für die staatliche Organisation, alles das wird eingehend untersucht und besprochen.

Die Bedeutung von Klima und geographischem Milieu für die Anfänge der ägyptischen Kultur, die erziehenden Einflüsse der Nilüberschwemmung mit ihrem Zwang zu regelmäßiger Verteilung des Wassers, zu Wasserbauten, die eine einheitliche Leitung erfordern, werden gebührend hervorgehoben. Daneben aber betont D. den besonderen Genius der ägyptischen Rasse, der diese Einflüsse aufnimmt und verarbeitet. Mit Recht unterstreicht er auch die trotz aller nivellierenden Einwirkungen, welche die gleiche landwirtschaftliche Tätigkeit im ganzen Lande ausübt, bestehende Verschiedenheit zwischen den Bewohnern des Deltas und denen von Oberägypten. Mit Sethe und anderen sieht er in dem dem Verkehr mit den Nachbarn offenen Delta, wo die Schiffahrt sich entwickelt, wo größere Städte entstehen, und wohin von Westen, Osten und Norden frisches Blut, fremde Erzeugnisse, Ideen und Sitten einströmen, wo mit erwachendem Handel die materielle Kultur und die politische Organisation schnellere Fortschritte machen als in dem abgeschlossenen und daher konservativeren Oberägypten, die eigentliche Wiege der höheren ägyptischen Kultur. Sehr fein werden aus der Tatsache der Festsetzung der Stämme im Niltal eine Anzahl wesentlicher wirtschaftlicher und sozialer Folgerungen abgeleitet: Die Notwendigkeit einer Verteidigung des Bodens, die zu einer politischen Verfestigung führt; die Regelung des Grundbesitzes und als ihr Ergebnis ein dauernder Familienbesitz als nützlicher Gleichgewichtszustand für die Gruppe. Grundbesitz und Erbrecht begünstigen dann ihrerseits die Entstehung einer Herrenschicht und damit die Entwicklung sozialer Ungleichheit. — Ein besonderes Kapitel ist dem „Zeitalter des Kupfers" gewidmet, während ein Schlußkapitel das vorgeschichtliche Ägypten innerhalb der umgebenden orientalischen Welt zu zeichnen versucht.

Die beiden folgenden Bände sind der ersten großen, geschichtlichen Epoche, dem tausend-

1) Die Anzeige dieses Buches ist leider durch meine starke anderweitige Inanspruchnahme über Gebühr verzögert worden.

2) Ein kurzer Aufsatz „Alexandrie des Ptolémées" war schon 1933 erschienen.

3) Paris, Recueil Sirey, 1933.

jährigen „Alten Reich" gewidmet, von der Einigung des Reiches zu Beginn der ersten bis zu seinem Zerfall zu Ende der sechsten Dynastie.

Der zweite Band, dem eine ausführliche Vorrede von J. Pirenne vorangesetzt ist. enthält zuächst ein kurzes Referat über die Chronologie der ägyptischen Geschichte und behandelt dann in 8 Kapiteln die „lebendigen Kräfte" der Erzeugung, Verarbeitung und des Austauschs der Güter sowie die Entwicklung des Grundbesitzes und die soziale und rechtliche Stellung der Bauern und Handwerker. Der Verf. beginnt mit einer ausführlichen Schilderung der Landwirtschaft, die trotz der Fortschritte der Industrie die beherrschende Rolle im Leben der Ägypter des Alten Reiches spielt. Dies um so mehr, als die Aufnahme des ganzen Fruchtlandes mit seinem Bestande an Äckern, Weinbergen, Flachsfeldern, Palmen und Weideland in einen Riesenkataster die Grundlage für die staatliche Besteuerung bildet. Auf Ackerbau und Viehzucht folgt eine Besprechung von Wüstenjagd, Vogelfang und Fischfang, dem sich eine Auseinandersetzung über den Grundbesitz und die Stellung der Bauern anschließt. Hier ergibt sich die interessante und wichtige Feststellung, daß zur Zeit der Thiniten und auch noch unter der dritten und vierten Dynastie ein großer Teil des Bodens sich in freiem Besitz, und zwar nicht nur von Tempeln und höheren Beamten, sondern auch von kleinen Privatleuten, also freien Bauern, befunden hat. Dieses Land konnte durch Kauf und Verkauf, durch Schenkung oder Vermächtnis immer von neuem seinen Besitzer wechseln. Noch um die Wende zwischen der dritten und vierten Dynastie überschreitet der Großgrundbesitz eines der höchsten Beamten kaum einen Umfang von etwa 100 ha, und auch dieser ist in auseinanderliegende Stücke zerteilt. Sehr gut wird dann geschildert — weitgehend auf der Grundlage von Untersuchungen Pirennes —, wie in der Folgezeit, vor allem seit der zweiten Hälfte der fünften und während der Zeit der sechsten Dynastie, die Vergebung von Land durch die Könige immer stärker zunimmt. Durch diese Vergebung, teils in Form von Schenkungen, teils zu zeitlich befristeter oder lebenslänglicher Nutznießung, wird die Macht des Königtums zugunsten der Priesterschaften sowie der heranwachsenden Klasse der Feudalherren geschwächt, und ein immer größerer Teil des Grundbesitzes geht in die Hände einer politisch-religiösen Oligarchie über. Ein Feudalismus mit domanialer Wirtschaft entsteht. Die Statthalter der Gaue werden zu selbstherrlichen Vasallenfürsten und die ursprüngliche Macht des Königs wird zu einer Scheinherrschaft herabgedrückt. Anschließend wird geschildert, wie mit dem Wachsen des Großgrundbesitzes die Lage des Kleinbauern sich verschlechtert. Wie der vormals frei von dem Ertrag seiner Scholle lebende Landmann sich gezwungen sieht, als bezahlter Arbeiter das Land eines Anderen zu bebauen. Wie an Stelle der früher aus freiem Entschluß der Besitzlosen eingegangenen Kontrakte über Landbearbeitung und Dienstmiete ein zunächst befristetes, dann lebenslängliches, zuletzt sogar erbliches Abhängigkeitsverhältnis tritt und eine Art von Leibeigenzustand entsteht. In ähnlicher Weise wandelt sich die soziale Stellung der in der „schönen individualistischen Zeit der großen Bauherren" unabhängigen Arbeiter und Handwerker. Gelernte Arbeiter aus den Städten lassen sich um die Herrensitze der Großgrundbesitzer nieder. Es entwickelt sich eine Art erblichen Handwerkerstandes, dessen ursprünglich freie rechtliche Stellung sich mit dem Niedergang des Königtums immer mehr verschlechtert. D. sieht hierin eine der wesentlichen Ursachen des sozialen Zusammenbruchs am Ende des Alten Reiches.

Des weiteren erhalten wir ausführliche Schilderungen der Ausbeutung von Gruben und Steinbrüchen im Dienst des Staates, der verschiedenen „Umformungs"-Industrien (Weberei, Töpferei, Holz-, Leder-, Stein- und Metallbearbeitung) und endlich der Verkehrs- und Zahlungsmittel des Alten Reiches. Zu letzteren gibt D. eine eingehende Darstellung des älteren Tauschverkehrs sowie der Einführung einer Werteinheit, des sog. *scha't*, in die beim Verkauf größerer Objekte wie etwa eines Hauses, die als Preis gezahlten Gegenstände umgerechnet werden. Der Wert dieser Einheit wird auf 7½ g Gold bestimmt. Ihre Form — ob Goldbarren oder Goldringe — läßt sich nicht feststellen. Kleine Kästchen, die bei gewissen Marktszenen in Grabreliefs des Alten Reiches getragen werden, möchte D. als Behälter solchen ältesten „Geldes" ansehen, das merkwürdigerweise ein Ansatz bleibt und sich nicht zu eigentlicher Münze weiterentwickelt.

Der dritte Band endlich, den eine soziologische Auseinandersetzung des belgischen Nationalöknonomen G.-L. Duprat über „Größe und Verfall des monarchischen Staates" einleitet, gibt eine geschichtlich angeordnete wiederum höchst fesselnd geschriebene Einzelanalyse der auf den materiellen Grundlagen errichteten sozialen Organisation des Alten Reiches. In vier großen Kapiteln ziehen „die Thinitenzeit und die Bildung der Königsherr-

schaft", „die Zeit der großen memphitischen Bauherren (Dyn. 3 und 4)", „das Aufkommen der Oligarchien (Dyn. 5)" und „der Beginn des Feudalismus (Dyn. 6)" an uns vorüber. Mit Recht weist D. darauf hin, daß die hergebrachte Einteilung in „Dynastien", ja in „Reiche", die auch er noch beibehält, nur eine relative Berechtigung hat und in Zukunft möglicherweise bei einer Darstellung der Wirtschaft, der gesellschaftlichen Ordnung, des Rechtswesens usw. einer logischeren und nuancierteren Einteilung wird weichen müssen. Ein Sachregister zu allen drei Bänden, ein Verzeichnis der besprochenen ägyptischen Namen und Wörter und eine Bibliographie zum zweiten und dritten Bande beschließt den vorliegenden Teil des Werkes.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, nun des näheren auf die zahllosen, von D. behandelten Einzelheiten und die sich an sie anschließenden Probleme kritisch einzugehen, um so weniger, als diese Dinge meinem persönlichen Arbeitsgebiet ferner liegen. Ich mußte mich damit begnügen, den Lesern dieser Zeitschrift eine ungefähre Vorstellung vom Inhalt des Werkes zu vermitteln. Soviel aber scheint mir deutlich: Es handelt sich hier um den außerordentlich wertvollen Beitrag eines Außenseiters zu einem bisher recht stiefmütterlich behandelten Gebiete der ägyptologischen Literatur, voll des reichsten Materials sowohl wie der fruchtbarsten Anregungen. Es ist zu bedauern, daß D. nicht selbst sich mit der ägyptischen Sprache vertraut gemacht hat — wie mir scheint der einzige Mangel seines Buches — und aus diesem Grunde wird, in der Auslegung einzelner Titel z. B., mancherlei angreifbar sein. Aber dieser Nachteil verschwindet hinter dem großen Verdienst, mit so viel Sachkenntnis, so viel Kritik und gesundem Menschenverstand den ersten Versuch einer Darstellung der ägyptischen Wirtschaftsgeschichte gewagt zu haben. Freilich reicht das Buch nur bis zum Ende des Alten Reiches. Aber ich hoffe, daß damit die Arbeit nur vorläufig abgebrochen, nicht endgültig abgeschlossen ist. Und ich möchte mit der Bitte an den Verf. schließen, daß er uns in absehbarer Zeit für das Mittlere Reich und dann vor allem auch für das Neue Reich denselben Dienst erweisen möge, durch den er uns für die Vorgeschichte und für das Alte Reich zu lebhaftem Danke verpflichtet hat[1].

1) Für die späteren Bände möchte ich bitten, doch mit der Umschreibung ägyptischer Namen etwas glimpflicher zu verfahren. Neithetep (III, 15, statt Hetep-Neith), Akhetherihetep (III, 178, statt Hetepherakhti), Rahem (III, 217, statt Hemrê) sind z. B. ganz unmögliche Formen, und auch das aus einer ägyptologischen Urzeit, in der man das Ajin mit ḫ umschrieb, stammende schreckliche Râ sollte doch endlich dem wenigstens richtigeren Rê weichen. — An Versehen sind mir fête de Djed (III, 21 und 131[1]) statt fête de Sed und temple solaire (III, 131, zweimal) statt temple funéraire aufgefallen. Das Grabmal des Djoser ist eine Mastaba, keine Pyramide (III, 43). Eine Schweineherde wird schon im Grab des Meten erwähnt (vgl. II, 82).

Keilschriftforschung.

Sturm, Josef †, und Heinrich **Otten: Keilschrifturkunden aus Boghazköi.** Heft XXXI: Historische und religiöse Texte hrsg. Berlin: Staatliche Museen, Vorderasiat. Abt. 1939. (VIII S., 50 Taf.) 4°. RM 12.50. Bespr. von Ferd. Sommer, München.

Über dies Heft hatte Ehelolf, wie das Vorwort sagt, noch seine Hand gehalten. Damit werden die selbständigen Verdienste Ottens, den wir hier mit Vertrauen und Zuversicht zum ersten Male — und hoffentlich auf lange Zeit — als Herausgeber begrüßen können und der auch die editorische Hinterlassenschaft des allzu früh verstorbenen Josef Sturm eingearbeitet hat, in keiner Weise herabgemindert. Es hätte der ausdrücklichen Angabe der von Sturm autographierten Nummern kaum noch bedurft, da die beiden Handschriften sich sehr deutlich voneinander abheben. Sturms Absicht, die Originale möglichst realistisch wiederzugeben, scheint erreicht, soweit man das ohne Kenntnis der letzteren beurteilen kann. Daß dadurch die Lesbarkeit nicht gerade erhöht wird, soll man nicht tadeln; vor Suggestionen scheint St. jedenfalls sehr auf der Hut gewesen zu sein, und damit bewahrt er auch zugleich den Benutzer nach Kräften davor. Es fragt sich höchstens, ob nicht hie und da des Guten etwas zu viel getan ist, und ob man nicht der sauberen und trotzdem sicher nicht ungenaueren Technik Ottens den Vorzug geben soll. Man müßte die Tafeln selbst in der Hand haben, um sagen zu können, in welchem Ausmaß etwa schlimme Stücke wie Nr. 47, 77 (II), 84 (Rs.), 100 sich ohne Versündigung gegen die Korrektheit für den Gebrauch durchsichtiger hätten gestalten lassen.

Von drucktechnischen Versehen habe ich nur in der Inhaltsübersicht S. V die Bemerkung über Bo 8617 unter Nr. 86 statt unter 124 und bei Nr. 114 (Rückseite!) die Vertauschung der Chiffrierungen „III" und „IV" zu notieren gefunden. Unbequem ist, daß bei Nr. 59 die Rückseite auf dem Blatt vor der Vorderseite gebracht wird.

Über die Mannigfaltigkeit der im Heft vertretenen Schrifttumsgattungen unterrichtet die Inhaltsübersicht S. IV—VI in großen Zügen. Besonders lehrreich dürften die umfang-

reicheren Urkunden, die sich um XIII 2 gruppieren (XXXI 84—91), sein, sowie die religiösen Texte Nr. 121—145, namentlich auch 124 (als Duplikat zu XVII 21) und 127 mit Anhang, wozu ich Ottens wichtige Bemerkung S. V der Beachtung empfehle. Von den „bürgerlichen" Stücken wird man die Aussage des Protokolls Nr. 68 wegen ihrer Lebendigkeit gerne buchen, über dieser stellenweise zum Schmunzeln lockenden Lebendigkeit (vgl. vor allem Z. 6—14) allerdings auch die Nöte des Verhörten nicht vergessen, ganz gleich, ob er irgendwie schuldig war oder nicht. Eine ähnliche Stimmung überkommt einen beim Traum der Königin von den Vorratskammern mit allerhand altgewordenen Lebensmitteln (Nr. 71 IV); die hohe Dame selbst mußte ihn allerdings bitter ernst nehmen.

Einzelheiten:

Nr. 4 als Zusatzstück zu KBo III 41 = 2 BoTU 14 β sehr zu begrüßen, wenn auch die Schwierigkeiten fürs Ganze noch recht groß bleiben. Nach dem Befund, wie er sich jetzt darstellt, scheint Forrer s. Z. die Tafel etwas zu breit angesetzt zu haben; vor dem Zusatzstück dürfte nur noch sehr wenig fehlen: Forrers Konjektur „*ša*"-*na-aš-ta* für überliefertes „*gud*"-*na-aš-ta* Z. 4 (ich zitiere nach der jetzigen Zählung) habe ich schon lange angezweifelt, obwohl die Beeinflussung durch Z. 18 verständlich ist. Daß GUD-*na-aš-ta* richtig ist, beweist nunmehr die folgende Zeile des Zusatzstückes mit ihrem UDU-*na-aš-ta*, und die damit gegebene normale Reihenfolge „Rind — Schaf" bürgt weiter für direkten Anschluß der beiden Zeilen. So scheint mir die Ergänzung gegeben:

4: [*na-a*]*t-ta-aš-ta ku-it-ki ku-e-da-ni-ik-ka da-aḫ-ḫu-un* GUD-*na-aš-ta na-at-ta*

5: [*ku-e*]*da-ni-ik-ka da-a-aḫ-ḫu-un* UDU-*na-aš-ta na-at-ta ku-e-da-ni-ik-ka da-a-aḫ-ḫu-un*

6: [ÌRME]Š ? ?-*na-aš-ta* GEME-*ša-an na-at-ta ku-el-ka da-aḫ-hu-un.*

„[Ni]emandem hab ich etwas genommen, nie-[man]dem hab ich ein Rind genommen, niemandem hab ich ein Schaf genommen, niemandes [Sklave]n(?) (noch) Sklavin hab ich genommen."

Das paßt denn auch zu Z. 3, wo der Betreffende, offenbar jede Schuld von sich abwehrend, ausruft: „Was, ja was hab ich denn getan?" Daß man ihm eine Unbill hat angeschehen lassen, ergibt sich aus Z. 7—9; hier droht er auch anscheinend dem Lande Kampf und Verderben für das, was ihm angetan wurde.

Ebenso wird Z. 12ff. die bleibende Lücke klein sein. Ich vermute mit starkem Vorbehalt und auf die Gefahr eines Hereinfalles hin etwa folgenden Inhalt: Z. 12—14 sagt wohl eine Gottheit: „Bin ich es nicht, der immer die Flüsse, Berge und Meere fest an ihre Stellen fügt? Ich werde den Berg festmachen, und er wird sich nicht auf die andere Seite wenden können, ich werde das Meer festmachen, und es wird nicht zurückströmen können."

Das dann Folgende dürfte auf ein anderes, und zwar entgegenwirkendes übernatürliches Wesen gehen: „X verwandelte sich in einen Stier. Sein Gehörn (??) wurde dann ein wenig verbogen (??). Ich (sc. der Berichterstatter des §) erkundige mich, aus welchem Grunde sein Gehörn (??) verbogen (??) ist." Darauf von einem der bei der vergangenen Angelegenheit Beteiligten die Aussage: „Als wir auf dem Feldzug (oder ‚auf der Reise'?) waren, ist uns der Berg hinderlich gewesen. Siehe, da war der Stier . . .; als der kam, hob er jenen Berg in die Luft [und versetzte ihn?], und wir konnten so auch das Meer überwinden. Von daher ist sein Gehörn (??) verbogen (??)[1]."

Vielleicht ist mit dieser Paraphrase schon zuviel gewagt, aber die Umfangsfrage ist auf alle Fälle zu untersuchen.

Nr. 7: Vs. 6 die Richtigkeit von [*A.*]*BU.ÎA* XIX 47 gegen [*A.*]*BI.ÎA* 2 BoTU 42 bestätigt.

Nr. 17: Zwei neue Städtenamen in der Liste des Telipinuerlasses, *ši-ḫar-na-aš*$_2$ und *ḫu-u-la-an-t*[*a*- . . . ?]$_3$. — *maknunun*$_5$ wohl „ich häufte an" bzw. „vermehrte" zu *mekki-* „viel" (64 IV 8 — auch 100 Vs. 12? — erheben keinen Einspruch).

Nr. 30 ist (wie 29 5 = AU S. 328) *Aḫḫijavā* erwähnt, und zwar der König von A. (Z. 2) hinter dem von *Merā* (Z. 1) in der gleichen Aufeinanderfolge wie 29 5, 6.

Nr. 64: Nach URU*ši-na-ru-ua* I 9 dürfte HAB II 50 (mit S. 90) zu bessern sein. In Sprache und Orthographie macht auch dieser Text einen altertümlichen Eindruck; vgl. *ut-tar-še-me*[*-it*] II 38, *šu-uš-kán* 39, G. pl. *ki-in-za-an* 42.

80: Rs. 5 zu lesen klärlich *I.NA*⟨UD⟩IIIKAM (Forrer Klio XXX 166). Haplographie (wegen der Gleichheit des Ausganges von „*na*" mit „*ud*") auf seiten des Schreibers oder der Edition?

Nr. 83 (Duplikat zum Manapa-Datta-Vertrag): Beachte in der Götterliste (Rs.) D*ma-am-ma-aš* 10 = D*am-ma-am-ma-aš* und D*du-u-uš* 14 = DA.DU-*uš* (bei letzterem Haplographie für „*an*"⟨-*an*⟩-*du-u-uš* möglich).

1) *karāuar* „Gehörn" nicht aus etymologischer Erwägung, sondern aus dem Zusammenhang heraus vermutet, da ein Stier nur mit den Hörnern etwas hochheben kann. Die gewaltige Last hat die Hörner beschädigt. Zum *-r/n-*Stamm für „Horn" vgl. N. SI-*ar*, Instr. SI-*anda* (Ehelolf, Idg. Forsch. XLIII 317).

Nr. **103**: Vs. 10 *ú-iš-kán-ta-ru* mediale-*šk*-Bildung (HAB 64). — 27—29 die Rarität des Versprechens einer Sonderprämie für eine wackere Tat gegenüber den üblichen Strafandrohungen bei Unterlassungs- und anderen Sünden.

Nr. **115**: Engste Beziehung zum Pimpira-Text (KBo III 23 = 2 BoTU 9) auf den ersten Blick unverkennbar. Ob Paralleltext, anderer Entwurf oder unmittelbar Duplikat, ist ohne eingehendere Spezialuntersuchung nicht zu entscheiden. Wenn letzteres, so müßte die Tafel von 2 BoTU um vieles breiter gewesen sein als dort angegeben, da der neue Text zwischen den korrespondierenden Phrasen manches enthält, was unmöglich in dem von Forrer gezeichneten Raum unterzubringen ist. — Von Interesse das [LUGA]L-*un pa-aḫ-ḫa-aš-ḫa* von Z. 18, wie demnach nun auch Pimp. Rs. 11 zu lesen. Für dies habe ich HAB 211[1] präsentische Auffassung als näherliegend bezeichnet und bleibe dabei. Dann ist der Ausgang *-ḫa* natürlich nicht etwa luvische 1. sg. prt. act., sondern die echt hethitische 1. sg. prs. med. ohne *-ri* wie *za-aḫ-ḫi-ia-aš-ḫa* XXIII 72 Rs. 40.

Nr. **121** a behandelt den Passus aus dem Muršili-Gebet, der auf die ägyptische Angelegenheit zielt. Zu Forrers Bearbeitung Forschgg. II 1, 23 ergibt sich für Z. 14, jetzt 17, ohne weiteres das von vornherein zu erwartende *IŠ.PUR* (nicht *iš-ḫu-*); in Z. 17—20 bedeutet das mediopassive *Ú.UL a-uš-ḫa-ḫa-at* selbstverständlich nicht „ich habe nicht gesehen", sondern „ich habe mich nicht sehen lassen", womit denn auch der ganze Sinn ein anderer werden muß (vermutlich „ich habe mich in jenen Ländern ... nicht sehen lassen").

Nr. **127**: Neben *šar-ku-i* I 15 erscheint als Dativ-Lokativ bloßes *šar-ku*, vgl. I 18, 58. Das Gleiche steht im Paralleltext von **129** Vs. 4, dem *šar-ku-i* von 127 I 15 entsprechend. Also wohl mehr als Schreibfehler.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Alt, Prof. D. Albrecht: **Palästinajahrbuch** des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem, im Auftr. d. Verwaltungsrates hrsg. 35. Jahrg. (1939). Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1939. (104 S.) gr. 8°. RM 4 —; geb. 5.25. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

Diesmal bestreitet der Herausgeber den Inhalt des Jahrbuchs ganz allein, was sicherlich mit den Kriegsverhältnissen zusammenhängt. Den Hauptteil des Bandes nimmt eine Abhandlung ein, die unter dem bescheidenen Titel „Erwägungen über die Landnahme der Israeliten in Palästina" eine außerordentlich bedeutsame Weiterführung der früheren Arbeiten des Verfassers zum Gegenstand bildet, die zu dessen Erforschung neue Wege zeigten. Was zunächst die kriegerischen Vorgänge bei der Landnahme anlangt, von denen die alttestamentliche Überlieferung erzählt, so hatte sich Alt schon in jenen territorialgeschichtlichen Untersuchungen ergeben, daß die Landnahme der Israeliten anfänglich auf Gegenden beschränkt blieb, die dem alten System der kanaanäischen Stadtstaaten entweder überhaupt nicht oder nur lose angegliedert, also mehr oder weniger herrenlos waren. Wenn Manasse davon eine Ausnahme zu machen scheint, so tut Alt dar, daß es sich da um einen ungewöhnlichen und sekundären Fall handelt; bei diesem Stamm allein hören wir auch nicht von kriegerischen Auseinandersetzungen mit der nichtisraelitischen Umgebung. Dagegen stehen für alle andern Stämme die kriegerischen Vorgänge durchaus im Vordergrund der Überlieferung. Sie beherrschen insbesondere die Gesamtdarstellung im Buche Josua. Die Erzählungen von ihnen sind hier bekanntlich unter starker Verkennung des ursprünglichen Tatbestandes in erheblichem sachlichen und zeitlichen Abstand von den Vorgängen gestaltet, aber das kriegerische Element gehört schon zu ihrem Kern, was auch anderwärts, vor allem durch Richter 1, bestätigt wird. Alt tritt nun in sorgfältiger Untersuchung den Nachweis an, daß in keinem Falle, wo in der Überlieferung die Eroberung und Zerstörung oder Übernahme eines vorgefundenen nichtisraelitischen Herrschaftssitzes behauptet wird, der Vorgang mit voller oder annähernder Sicherheit dem Anfang der Landnahme des betreffenden Stammes zugeschrieben werden kann, daß es vielmehr mit größerer Wahrscheinlichkeit zu den kriegerischen Auseinandersetzungen erst kam, nachdem der Stamm zunächst abseits von den ihn umgebenden Herrschaftsbereichen ein freies Gebiet für sich gewonnen hatte und dann von da aus allmählich den festen Orten an seinen Grenzen nähergerückt war. Die Verschiebung des Erinnerungsbildes in der jetzigen Form der Überlieferung erklärt Alt in einleuchtender Weise. Stellen jene Kämpfe also ein zweites Stadium der Landnahme dar, so kann der Beweis dafür erst als gesichert gelten, wenn sich nachweisen läßt, daß die israelitischen Stämme im ersten Stadium ohne ernsthafte Zusammenstöße mit den kanaanäischen Städten abseits von ihnen Fuß gefaßt haben. Indem Alt in die Beweisführung eintritt, macht er zunächst darauf aufmerksam, daß man auch aus gewissen Züge

der Kampfberichte die Erinnerung daran ablesen kann, daß die aus der Wüste kommenden Stämme begreiflicherweise weder nach Bewaffnung noch nach Erfahrung wagen konnten, gegen die ummauerten Städte anzugehen. Vor allem aber stellt Alt in höchst bemerkenswerten Ausführungen das Problem des friedlichen Eintretens ins Kulturland in den großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang einer Erscheinung, die sich durch die Jahrtausende bis auf die Gegenwart beobachten läßt: die für die nomadischen Viehzüchterstämme sich ergebende Notwendigkeit eines mehr oder weniger regelmäßigen Weidewechsels zwischen Wüste und Kulturland. Daß dieser auch für die israelitischen Stämme die Vorstufe zu ihrer Landnahme in Palästina war, sieht Alt durch die auf sehr frühe Ereignisse zurückgehende Sage in Gen. 34 am deutlichsten bezeugt, weiter auch durch Gen. 26. Aber auch abgesehen von solchen Einzelbelegen macht er darauf aufmerksam, daß gerade das westjordanische Bergland den Stämmen durch die Art seiner Besiedlung gute Möglichkeit zu Weidenutzung und etwaiger Verständigung darüber bot. Die Tendenz zur eigentlichen Landnahme wurde entscheidend durch die Wendung zum Ackerbau bestimmt, zu dem das Kulturland den Anreiz bot, zumal er den Stämmen schon in den Steppengebieten nicht ganz fremd geblieben war. Hiermit ergab sich dann auch der langsame Übergang zur bäuerlichen Wohnweise. Nicht später als in der Zeit des Übergangs von der bis dahin vorherrschenden Viehzucht zum Ackerbau kann nach Alt die eigentümliche israelitische Einrichtung des sog. Sabbatjahres entstanden sein. In einem dritten Abschnitt wendet sich Alt den sehr heiklen Fragen des zeitlichen Verlaufs zu, die naturgemäß durch die Auflösung des Vorgangs der israelitischen Landnahme in eine Abfolge mehrerer Stadien noch viel komplizierter als bisher werden. Die Überlieferungen des AT. versagen dabei fast völlig den Dienst, sofern sie, von Haus aus undatiert, erst später bei der literarischen Bearbeitung einem chronologischen System eingegliedert sind, das uns aber nichts nützt. Es bleiben aus dem Überlieferungsstoff des AT. nur zwei Arten von Tatbeständen übrig: erstens Nachrichten, die auf ein Nacheinander mehrerer Einwanderungsschübe schließen lassen und damit wenigstens für die relative Chronologie brauchbar sind, und zweitens die freilich sehr seltenen Verknüpfungen von Vorgängen bei israelitischen Stämmen mit solchen bei andern Völkern. Hierzu könnten noch zeitlich bestimmbare Denkmäler anderer Völker kommen, die für die Datierung israelitischer Vorgänge verwendbar wären, sofern man sie mit Sicherheit mit solchen in Beziehung setzen kann (was freilich selten sein wird). Hierzu kommt neuerdings das ständig wachsende Material aus den Ergebnissen der archäologischen Bodenforschung in Palästina. Alt macht auf die Schwierigkeiten und Schranken der Benutzung dieses Materials aufmerksam, die zu großer Vorsicht mahnen, um seinerseits dann (wozu er so wie wenige durch jahrzehntelange Forschungstätigkeit auf dem gesamten Gebiet Gültiges zu sagen hat) einen kurzen Überblick über den ganzen Fragenkomplex zu geben, von den jüngsten Stadien zu den älteren und ältesten fortschreitend und dabei auf einige zur Zeit besonders dringlich erscheinende Fragen näher eingehend. Leider erlaubt es der hier zur Verfügung stehende Raum nicht, über die Einzelheiten dieser m. E. sehr bedeutsamen Ausführungen zu referieren. Jedenfalls darf diese Abhandlung keiner ungelesen lassen, der, sei es von der Bibelwissenschaft, sei es auch von der Geschichte aus, mit den Problemen der ältesten Geschichte Israels zu tun hat. — Ferner setzt Alt seine Serie von Aufsätzen über „Galiläische Probleme“ durch einen fünften Aufsatz „Die Umgestaltung Galiläas durch die Hasmonäer“ fort. Dieser Aufsatz enthält höchst beachtliche, m. E. überzeugende Feststellungen über die Entwicklung der rassischen und religiös-kultischen Zustände in Galiläa seit der Assyrerzeit, die die landläufigen Ansichten darüber ganz erheblich berichtigen; die Bedeutung dieser Dinge besonders für den Neutestamentler, aber auch für weitergehende aktuelle Probleme liegt am Tage. — In einem weiteren Aufsatz äußert sich Alt (unter Bezugnahme auf das Werk von Krencker und Zschietzschmann über „Römische Tempel in Syrien“) zur Frage von „Verbreitung und Herkunft des syrischen Tempeltypus“, wobei er in methodisch eleganter Darstellung heranzieht, was wir auch von älterer und ältester Sakralarchitektur in Syrien wissen, so daß auch der salomonische Tempel als besonders wichtiges Material mit in die Untersuchung gezogen wird. — Den Schluß des Bandes bildet ein kürzerer Aufsatz über den Alttestamentlichen Ortsnamen Gitthaim.

Man wird diesen im Kriegsjahr 1940 erschienenen 35. Band des PJb als einen der wertvollsten der ganzen Serie ansprechen müssen.

Wutz, Prof. Franz: **Das Buch Job.** Stuttgart: Kohlhammer 1939. (IX, 206 S.) gr. 8°. = Eichstätter Studien, hrsg. von der Bischöfl. philos.-

theol. Hochschule Eichstätt i. B. III. RM 6 —. Bespr. von F. Stummer, Breslau.

Der Verf. hat das Erscheinen dieses Buches nicht mehr erlebt, doch konnte er, wie das von Bischof Michael Rackl verfaßte Geleitwort sagt, trotz schwerer Krankheit die Druckbogenkorrektur selbst noch zu einem guten Teil erledigen. Das wird man sich vor Augen halten und demgemäß über manches hinwegsehen, was einem auffällt, wie z. B. eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Umschrift arabischer Wörter. Selbst die Tatsache, daß die beiden Verse c. 11, 19. 20 fehlen, wird man unter diesen Umständen nicht tragisch nehmen. Es sind technische Unvollkommenheiten, die sehr leicht unterlaufen können, wenn ein körperliches Leiden die Spannkraft lähmt, an welche gerade die Achtsamkeit auf solche Äußerlichkeiten bekanntlich nicht geringe Anforderungen stellt. Sie dürften ja auch einem Verf. gegenüber, der im Vollbesitz seiner Kraft ist, das Urteil über den inneren Wert oder Unwert seines Werkes nicht beeinflussen.

Das Buch sollte nach dem von Wutz noch selbst am 25. Februar 1938 — drei Wochen vor seinem am 19. März erfolgten Tode — unterzeichneten Vorwort, eine Reihe von Textausgaben eröffnen, die in systematischer Weise den Urtext herauszuarbeiten suchen. Die Richtlinien der systematischen Wiederherstellung der Lesungen sind der in den „systematischen Wegen" (SW) gebotenen Methode entnommen. Das Werk ist also die erste an einem zusammenhängenden Texte vorgenommene Probe auf die in den SW (= Systematische Wege von der Septuaginta zum hebräischen Urtext, Stuttgart, W. Kohlhammer 1937) entwickelten Grundsätze. Zu diesen gehört auch die von Wutz bekanntlich schon von Anfang an — allerdings nicht von ihm zuerst — verfochtene These, daß die Septuaginta noch hebräische Wortstämme gekannt habe, die dem Bewußtsein der späteren Generationen der jüdischen (und christlichen) Schrifterklärer entschwunden seien. Wenn also Job. 24, 11 hebr. בשורתם im griechischen ἀδίκως entspricht, so erinnert er an das arabische *šurr* „improbitas". Das ist sicher richtig, nur muß bei der Auswertung dieses Falles und ähnlicher im Auge behalten werden, daß eine doppelte Möglichkeit besteht: 1. es gab wirklich einen Stamm שרר mit dieser Bedeutung; 2. die Septuaginta hat, weil sie mit der ihr aus dem biblischen Material bekannten Bedeutung eines Stammes an dieser oder jener Stelle nicht zurecht kam, ihm die Bedeutung unterlegt, die die homonyme Wurzel in einer verwandten Sprache, etwa im Arabischen oder Aramäischen, hat. Dafür haben schon ältere Septuagintaforscher, z. B. Schleusner in seinem Lexikon, eine ganze Reihe von Beispielen gegeben, die freilich einer kritischen Sichtung bedürften. Beide Fälle sind grundverschieden: im ersteren haben wir es mit einer Bereicherung des hebräischen Wörterbuchs zu tun; im letzteren erfahren wir nur etwas über die lexikographischen Kenntnisse der Übersetzer! Es ist ferner klar, daß es oft nicht leicht ist, sondern sprachwissenschaftlichen Takt erfordert, zwischen beiden Fällen zu entscheiden. Nun scheint Wutz diese Problemlage nicht klar geworden zu sein; faktisch rechnet er wenigstens nur mit der ersten Möglichkeit, und zwar nicht bloß in Fällen wie der erwähnte, sondern überall, wo er glaubt, daß im heutigen hebräischen Text etwas nicht in Ordnung ist. Dann wird durch Annahme von Buchstabenverlesung, Umstellung, falscher Worttrennung usw. eine neue Wortwurzel konstruiert und diese aus den verwandten semitischen Sprachen (meistens aus dem Arabischen, seltener aus den aramäischen Dialekten) zu erklären gesucht. Wie man aber auch über die grundsätzliche Berechtigung dieses Verfahrens denken mag, unbestreitbar ist, daß diese Herleitung in einer philologisch einwandfreien Weise erfolgen muß. Nun ist es dem Kundigen bald klar, daß die arabistische Hauptquelle für Wutz das große Lexikon von Freytag ist, dessen Gleichungen übernommen werden. Hier steckt nun schon ein methodischer Fehler, der unter Umständen verhängnisvoll werden kann. Denn auch ein Nichtarabist muß wissen, daß dieses Wörterbuch im wesentlichen nur ein Auszug aus den Werken des Ǧauharī und des Fīrūzābādī ist, also nicht ersehen läßt, ob ein Wort oder eine Bedeutung wirklich der lebendigen Sprache entstammt oder der Schrulle eines späten Dichterlings usw. Das festzustellen, wäre aber bei Untersuchungen wie der gegenwärtigen bedeutsam. So ist die zu 6, 8 angenommene Gleichung לחם = λέων = *lāḥim* (eig. „carnivorus") gewiß einleuchtend, aber es wäre doch wichtig zu wissen, was der von Freytag als Quelle zitierte Kāmūs sagt. Denn entweder wäre die Gleichung der Septuaginta bestätigt oder die Angabe des Ḳāmūs um einen (und zwar vermutlich den ältesten) Beleg bereichert worden. Leider erfüllt aber Wutz nicht einmal die viel einfachere Forderung, daß Freytags Gleichungen immer richtig wiedergegeben und ausgewertet werden. 1, 17 wird auf Grund der Septuginta (ἱππεῖς) כַּדְּשִׁים statt כַּשְּׂדִים vermutet und dafür auf *kadīš* „equus onerarius" und *'akādīš* „equi generosi" verwiesen. Aber beim ersteren Wort steht bei Freytag noch: „(ut videtur) Tausend und eine Nacht I p. 150 ed. Habicht". Hier

wäre es also schon der Mühe wert gewesen, sich wenigstens aus anderen Wörterbüchern zu vergewissern, und auch die Angabe beim zweiten „Reisk. ad Gol." hätte wohl Beachtung verdient Schlimm ist 16, 22. Hier wird aus יאתיו durch Umstellung יָתֵאַי gewonnen, wofür mit Berufung auf arab. *wata'a* „greisenhaft einhergehen" die Bedeutung „meine alten Tage" postuliert wird. Aber bei Freytag heißt es: „gravi tardoque passu usus est in ingressu, prae senio vel vitio naturae". Also „prae senio" ist rein zur Erklärung beigefügt und hat mit der eigentlichen Bedeutung gar nichts zu tun, wie denn auch Wahrmund einfach „schwerfällig daherkommen" angibt und Belot „avoir une démarche lourde". Solche Erscheinungen begegnen noch öfter (14, 12; 17, 7; 22, 25; 29, 10; 38, 15), und ein sehr böses Versehen ist 16, 10, wo ein חדף = *ḥaḏafa* „fuste percussit" postuliert wird, was im Text mit „Faustschlag"(!) wiedergegeben wird.

Nicht bloß lexikographisch müssen die Gleichungen zwischen den arabischen usw. Wörtern und den konjizierten hebräischen Wurzeln stimmen; sie müssen auch vom sprachvergleichenden Standpunkt haltbar sein. Kann man so ohne weiteres postuliertes סכיל (9, 9) mit arab. *šakīl* (simulacrum), לָבַס (11, 12 mit arab. *labaṭa*, מרוץ (19, 6) mit arab. *maraza* zusammenstellen? Was soll man aber zu dem sagen, was man 9, 8 zu lesen bekommt, wo ים in יכ „verbessert" und dieses mit „*jakk.* pers.-arb. unus" zusammengestellt wird? Hier hört nun doch jede Methode auf! Was soll denn der Ausdruck „persisch-arabisch" überhaupt besagen? „*Jakk*" ist im Arabischen höchstens Fremdwort, das kaum in alter Zeit dort nachzuweisen sein wird, jedenfalls nicht in der Periode, in der wir das Buch Job anzusetzen haben!

Ein von Wutz viel angewandtes Mittel ist die Verschiebung oder Ausweitung der Wortbedeutung. 3, 3 stellt er הרה גבר („ein Mann ist empfangen") zu הרה בגר um und übersetzt: „schwanger von reifer Frucht". Aber das neuhebr. בגר heißt „reif sein" im Sinne von „mannbar sein" (davon noch modern-hebr. בּוֹגֵר „erwachsen"). Jobs Mutter hätte also einen „Mannbaren" im Schoße getragen! Im gleichen Vers ändert er הַלַּיְלָה in הֵילָלָה (auf Jobs Mutter bezogen), übersetzt aber „stöhnte" Ist denn „heulen" und „stöhnen" dasselbe? 3, 8 wird אררי mit arab. *urur* „Feuer", assyr. *urru* „Licht, Tag" zusammengestellt, aber dann mit „Strahlen" übersetzt. 3, 18 wird אסירים in אריסים (neuhebr., jüd.-aram.) korrigiert und durch „Hörige" übersetzt. Aber ein Blick in Levys Wörterbuch zeigt, daß אריס einfach „Pächter" heißt. Das ist doch etwas ganz anderes! Die in der Anmerkung zur Stelle gegebene Erklärung „tributpflichtige Pächter" ist gegenstandslos. 3, 24 wird מים in מום verändert und durch „Unrat" wiedergegeben. Indessen heißt מוּם „Makel", und das ist noch lange kein „Unrat". 4, 6 wird תַּקָּנָה für תִּקְוָה gesetzt; תַּקָּנָה bedeutet jedoch „Verbesserung", aber nicht „Rechtlichkeit", wie Wutz übersetzt. Die Änderung von שני in שָׂגִי „Klage" (4, 10) rechtfertigt noch lange nicht die Übersetzung „kläffen" (der Jungleuen). 19, 3 konstruiert sich Wutz ein Wort עשרך, das er mit arab. *'šrb* „audax fuit" zusammenbringt. Trotzdem übersetzt er „Frechheit"; „Kühnheit" und „Frechheit" sind indessen zweierlei. Wenn das für 20, 3 zur Erklärung herangezogene *bannata* „tadeln" heißt, so gestattet das noch lange nicht die Wiedergabe „heruntersetzen", denn beide Begriffe sind himmelweit verschieden. 39, 23 wird תרנח in תרנח verändert und mit arab. *ranaḥa* zusammengebracht. Dieses Wort heißt „schwanken" (vor Trunkenheit, Schwäche), aber doch nicht „hin und her schwingen" (an ihm, sc. dem Pferd, schwingt hin und her der Köcher). Diese Beispiele ließen sich vermehren! Daß das ein absolut unzulässiges Verfahren ist, liegt auf der Hand. Solche Zerrungen und Dehnungen der Bedeutung sind Vergewaltigungen des Wortes, aber keine „Liebe zum Wort" mehr, und das bedeutet doch „Philologie"!

Konjekturen sind nicht immer zu vermeiden, wenn sie auch ultima ratio sind. Ein Erfordernis von grundlegender Wichtigkeit ist aber, daß sie dem Geist der Sprache gemäß sind. Auch unter diesem Gesichtspunkt erheben sich Bedenken, und sie würden sich wahrscheinlich noch vermehren, wenn Wutz den von ihm konstruierten Text im Zusammenhang in hebräischen Lettern vorgeführt hätte, was man von einem Buch, das eine Textausgabe sein will, eigentlich verlangen könnte. Die Rücksicht auf den Raum gebietet auch hier Beschränkung. 3, 16 wird אָן statt אוֹ gelesen und übersetzt: „wo ich gleich einer ausgestoßenen Fehlgeburt nicht ins Dasein träte . . ." Aber אָן ist ausschließlich als Fragewort belegt, und die ganze Konstruktion ist evident unhebräisch! Nicht besser ist 21, 33: איך מספד „welch' Klagegeschrei" (statt אֵין מִסְפָּד). Es wird gar kein Versuch gemacht, eine solche Konstruktion zu belegen! 22, 30 soll אִי נָקִי in אֵי נָקִי verändert und übersetzt werden: „wo immer einer unschuldig ist". Der Fall liegt hier genau

so wie 3,16. Solches Küchenhebräisch würde ja bei einem modernen Assimilanten, der in Tel Aviv mühsam zur Sprache seiner Väter zurückzufinden sucht, nicht weiter überraschen, aber einem alttestamentlichen Schriftsteller kann man es unmöglich zutrauen.

Schließlich fragt man sich nach dem Ergebnis der wahrhaftig nicht wenigen Textänderungen. Ist der „verbesserte" Text einfacher, klarer, durchsichtiger als der, den uns die Masoreten überliefert haben? Ich muß gestehen: mir ist keine Stelle aufgefallen, wo ich diesen Eindruck gehabt hätte. Wohl aber habe ich mich gefragt, was wohl geschehen würde, wenn לויתן (3, 8) von den Masoreten und Rabbinen so abgeteilt und erklärt worden wäre, wie das durch Wutz geschieht, nämlich לוֹ יָתָן = „eine Sturzgeburt für ihn" (arab. jatan „Geburt mit den Füßen voraus")! Auch den „Schrei eines Stummen" (30, 31) würde man dem Masoratext gewiß als evidente Textverderbnis ankreiden. Was der 15, 24 stehende Vergleich „wie einer, der einen Bock zum Schneiden führt" besagen soll, ist mir nicht deutlich geworden, und der Satz „noch bilde sich ein Schleier über mein Wehgeschrei" (16, 18) enthält auch kein Bild, das man sich vorstellen könnte. Das sind wiederum nur wenige Beispiele aus vielen, die angeführt werden könnten. Sehr mißtrauisch macht folgende Beobachtung: 22, 10 wird פַּחַד (Schrecken) zu חִדֶּק umgestellt, das nach dem Arabischen als „Schuß" erklärt wird, und demgemäß übersetzt: „es schreckt dich auf ein plötzlicher Schuß". 39, 22 wird die nämliche Umstellung vorgenommen, so daß nun vom Pferd gesagt wird: „Es lacht des Schusses und erschrickt nicht". Das erweckt doch den dringenden Verdacht, daß hier in den Inhalt des alten Buches sehr moderne Vorstellungen eingetragen sind, und warum soll man das für unmöglich halten, nachdem, wie oben gezeigt, seinem Text modernes „Hebräisch" aufgezwungen wird. Jedenfalls bedarf es einer energischen Besinnung auf den zeitgeschichtlichen Hintergrund, um bei dem „Schuß" an den schwirrenden Pfeil oder ähnliches zu denken.

Es würde den Rahmen einer Besprechung des vorliegenden Buches einfach sprengen, wollte man die Methode, welche Wutz in den „Systematischen Wegen" und sonst entwickelt, diskutieren. Aber soviel dürfte aus dem Gesagten klar werden, daß zum mindesten diese Probe aufs Exempel mißlungen ist. Weiterhin aber wird man den Eindruck nicht los, daß sie mißlingen mußte. Vergegenwärtigt man sich nämlich, daß beim Buche Job nicht nur der Masoratext, sondern gerade auch die Septuaginta ganz beträchtliche Schwierigkeiten bieten, so wird einem doch deutlich, daß Wutz die Dinge viel zu einfach sieht. Schon die wenigen Seiten, die in der Einleitung der Septuaginta gewidmet werden, (s. S. 10—16) sind bezeichnend. Gerade hier wäre eine ganz eindringende Untersuchung ihrer Übersetzungstechnik unerläßlich, allerdings auch ganz besonders schwierig gewesen. Aber auch in den Anmerkungen, welche die Textgestaltung erläutern, fällt auf, daß die Septuaginta zwar an einer Reihe von Stellen angeführt, aber nirgends einläßlicher besprochen wird. Ob die in Aussicht gestellte Veröffentlichung weiterer, teilweise schon gedruckter Stücke des Nachlasses uns eines anderen belehren wird, bleibt abzuwarten.

Finkelstein, Louis: **The Pharisees.** The sociological Background of their Faith. Vol. I (XXVIII, 422 S.); Vol. II (V, 350 S.) 8° = The Morris Loeb Series. Philadelphia: The Jewish Publ. Society of America 1938. $ 5 —. Bespr. von Rudolf Meyer, Leipzig.

Mit 21 zum Teil lose zusammenhängenden Kapiteln, drei Anhängen, zwei bibliographischen Zusammenstellungen und zwei Registern stellt vorliegende Arbeit eine äußerst umfangreiche Studie über Wesen und Entstehung des Pharisäismus dar. Leider entspricht der aufgewendete Fleiß in keiner Hinsicht dem wissenschaftlichen Ertrag.

Verf. beginnt seine Arbeit mit folgendem Grundsatz: "The Pharisees constituted a religious Order of singular influence in the history of civilization. Judaism, Christianity, and Mohammedanism all derive from this ancient Palestinian Society; and through their influence ... it has become the cornerstone(!) of modern civilization (S. IX)". Dieser erstaunliche Satz, der bestenfalls aus dem Propagandabedürfnis seines Urhebers zu erklären ist, stellt offenbar die ideelle Grundlage dafür dar, daß mit einer Selbstverständlichkeit Parallelen zwischen der Antike einerseits, der neuen und neuesten Zeit andererseits gezogen werden, die man nur verwundert zur Kenntnis nehmen kann. So liest man beispielsweise S. 136 von „übervölkerten Elendsquartieren" (crowded slums) in Jerusalem, wo die „Plebejer" ihr Leben fristen mußten. Verf. verwechselt offenbar das antike Jerusalem mit dem New York des 20. Jh. Macht sich Verf. schon hierdurch ein Verständnis der Antike unmöglich, so noch mehr dadurch, daß er die „soziologische" Methode der Geschichtsbetrachtung anwendet. Auf S. 4f. entwirft er ein sehr kompliziertes Schema der Klassen- und Standesschichtung in Jerusalem, Judäa und Galiläa. Alle diese

Klassen und Stände reduziert er im Prinzip auf zwei große Gruppen, nämlich die „Patrizier" und die „Plebejer". Die Patrizier sind mit den Sadduzäern identisch, die Plebejer mit den Pharisäern. Letztere sind durchaus nach dem Ideal eines sozialdemokratischen Weltbürgertums, das in der Groß- bzw. Weltstadt zu Hause ist, gezeichnet, während die Sadduzäerpatrizier als ungehobelte Landjunker erscheinen, die als negativer Hintergrund zu dem kulturell und religiös aktiv gedachten Plebejertum, das Jerusalems Pflaster bevölkert, gedacht sind. Nicht überall freilich entsprechen die Pharisäer dem Ideal des kulanten Großstadtsozialdemokraten. So sieht sich Verf. genötigt, auch innerhalb des Pharisäismus noch einmal zwischen Plebejern und Patriziern zu scheiden. Zu ersteren zählt er die Hilleliten, zu letzteren die Schammaiten. Allerdings läuft die zweite Einteilung dem ersten Schema zuwider. Das tatsächliche Vorhandensein von Vornehmen und Reichen auch unter den Pharisäern, das Verf. nicht hinweginterpretieren kann, beweist nämlich, daß die Pharisäer weder eine Partei noch eine plebejische Klasse darstellen, sondern eine weltanschaulich-religiöse Gruppe, der der Mann aus dem einfachen Volke ebenso angehören konnte wie der hochadlige Kleriker.

Beide Klassen, Plebejer und Patrizier, stehen, wie nach der „soziologischen" Geschichtsbetrachtung nicht anders zu erwarten ist, im Klassenkampf einander gegenüber. Da dieser nach Meinung des Verf. der Vater aller Dinge ist, so erklären sich z. B. die religionsgesetzlichen Unterschiede, die Judäa und Galiläa in mancher Hinsicht [etwa Witwenrecht: Kethubboth 4, 12] aufweisen, aus dem Kampf zwischen arm und reich in Jerusalem: ". . . all of these started as conflicts between the rich and poor in Jerusalem and were transferred from there to the hinterland. The Galilean forms are invariably what we might expect from metropolitan patricians of the day whereas the Judean countercustoms could have arisen only among urban plebeians" (S. 43). Neben dem Klassenkampf fehlt selbstredend das „Milieu" als Ursache der mancherlei religionsgesetzlichen und dogmatischen Unterschiede zwischen Pharisäern und Sadduzäern nicht. So haben die Pharisäer im Gegensatz zu den Sadduzäern den Brauch der symbolischen Vereinigung mehrerer Haushaltungen am Sabbat zum Zwecke größerer Bewegungsfreiheit (Erub). Die Einführung des Brauches durch die Pharisäer hat nach Meinung des Verf. darin ihren Grund, daß für die Plebejer eine strenge Sabbatfeier in Anbetracht ihrer mißlichen Wohnungsverhältnisse — bewohnten sie doch die bekannten "slums" von Jerusalem — auf die Dauer nicht gut möglich war (S. 136f.). Selbstredend muß das „Milieu" auch herhalten, um das Aufkommen des Dogmas von der Auferstehung und Unsterblichkeit zu erklären: "Crushed under the heel of the oppressor and exploiter, the artisan and trader of Jerusalem in the fourth century B.C.E. sought compensation in an ideal world beyond the grave, where all human inequalities would be leveled down before the overwhelming power of God... An abstract immortality might satisfy the philosopher; the hungry slum-dweller of Jerusalem could be comforted by nothing less than the Egyptian and Persian doctrine of physical resurrection and restitution" (S. 145).

Die wenigen Beispiele mögen genügen, um den Charakter der Studie zu veranschaulichen. Es versteht sich von selber, daß das dürftige Geschichtsschema einer bei uns längst versunkenen Weltanschauung dem historischen Material in keiner Weise gerecht wird, sondern es bestenfalls vergewaltigt. Einen Dienst hat Verf. mit seiner Untersuchung, deren Vorarbeiten auch in Amerika starker Kritik begegnet sind (S. XXVII), der Wissenschaft immerhin erwiesen. Indem er die „soziologische" Geschichtsbetrachtung konsequent durchzuführen versucht, damit aber zwangsläufig scheitert, beweist er indirekt, daß einseitige und unter einem vorgezeichneten Schema stehende Geschichtschreibung ein Unding ist.

Semitistik, Islamistik.

Oudenrijn, Marc-Antoine van den: **La Vie de Saint Za Mikā'ēl 'Aragāwī** traduite de l'éthiopien avec introduction et notes. St-Paul, Freiburg (Schweiz) 1939. (84 S.) 4°. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Za-Mīkā'ēl bedeutet „der des Michael", d. h. „der dem Erzengel Michael Geweihte"; ähnlich gebildete Namen waren bei den Abessiniern und Ägyptern sehr beliebt — man denke nur an Paphnutius, den [Mann] Gottes —, sie sind aber auch im Arabischen nicht unbekannt. *'Aragāwī* bedeutet „der Alte", ist aber m. E. hier nur eine Wiedergabe des arabischen Wortes *šaiḫ*, das einen Alten, ferner einen Gottesgelehrten oder einen Heiligen bezeichnet. In den letzten beiden Bedeutungen ist es hier gemeint. Von 'Aragāwī heißt es in dem hier übersetzten Buche (S. 40), er sei zwar noch jung an Jahren gewesen, aber er sei reich „an Wissen und Güte und vollkommen in der Gnade" gewesen. — Der Verf. denkt zwar (S. 13) an die Ausdrücke γέρων, senex, nonnus in den griechischen und lateinischen Mönchslegenden oder (S. 72, Anm. 20)

an den Beinamen παιδαριογέρων des hl. Makarios des Großen. Aber da hier, wie sich zeigen wird, doch enge Beziehungen zum Arabischen vorliegen, ist es einfacher und natürlicher, in *'aragāwī* eine Übersetzung von *šaiḫ* zu sehen; das arab. Wort selbst, das heute in Nordabessinien bei den Muslimen für Heilige viel gebraucht wird (*šēk* im Tigrē) konnte man freilich nicht gebrauchen für den christlichen Heiligen.

Dieser „heilige [Sohn] des Michael" ist einer der bekanntesten Heiligen in Nordabessinien; er soll der Führer der berühmten „Neun Heiligen" gewesen sein, die um das Jahr 500 in das aksumitische Reich kamen, um dort den Glauben zu „festigen". Es ist wohl sicher, daß sie monophysitische Sendlinge waren, die nach den christologischen Streitigkeiten und dem Durchbruch der monophysitischen Lehre in Syrien auch in Abessinien diese Lehre verbreiteten. Da die Kopten sie ebenfalls angenommen hatten, entstand später die engere Verbindung zwischen der koptischen und abessinischen Kirche. Über die Neun Heiligen, die nicht nur Missionare, sondern wahrscheinlich auch Klostergründer waren, ist viel geschrieben. Ausführlich berichten über sie der Verf. (S. 10ff.) und Conti Rossini in seiner Storia d'Etiopia, S. 158ff. Kurze Angaben darüber machte ich in Bd. I der Deutschen Aksum-Expedition (S. 54). 'Arāgāwī gilt als der Stifter des Klosters Dabra Dāmmō nordöstlich von Adua. Es liegt auf einem unzugänglichen Tafelberge (*'ambā*), zu dem man an einem Seil emporklettern muß; im Deutschen Aksum-Werk ist es ausführlich beschrieben. Als 'Aragāwī dorthin kam, kletterte er an einer Riesenschlange empor, die sich oben mit den Fangzähnen verankerte und ihren Leib herunterhängen ließ. Dabei bewachte ihn sein Schutzpatron, der Erzengel Michael. Die Vita des 'Aragāwī in äthiopischer Sprache wurde von I. Guidi herausgegeben, einmal mit kritischem Apparat, Inhaltsangabe und vielen sehr wertvollen Bemerkungen (in den Memorie der Accad. dei Lincei, 1895) und einmal in einer handlichen kleinen Textausgabe (Rom 1896), die für den Unterricht im Äthiopischen vortrefflich geeignet ist.

Es war ein guter Gedanke des Verf., diese lehrreiche und charakteristische Vita zu übersetzen und mit einer ausführlichen Einleitung sowie mit vielen erklärenden Anmerkungen zu versehen. Dabei kamen ihm seine Kenntnisse der äthiop. Heiligenliteratur, der kathol. Kirchenordnung und des Ordenswesens sehr zugute. Er hat eine in sprachlicher und sachlicher Hinsicht anerkennenswerte Arbeit geliefert; sie ist von großem Wert für alle, die sich für die äthiop. Literatur und für die allgemeine Heiligenliteratur interessieren.

In der Einleitung bespricht er die historischen und literargeschichtlichen Fragen, die mit der Vita Za-Mīkā'ēl 'Aragāwī zusammenhängen. Er untersucht in sehr verständiger und gründlicher Weise das Verhältnis dieser Vita zu den Lebensbeschreibungen anderer Heiliger und kommt dabei zu durchaus einleuchtenden Schlüssen über die Abhängigkeit der einen von den anderen. Die literarische Gattung unserer Vita bestimmt er S. 26 richtig als «une biographie écrite, destinée à être lue en guise de sermon le jour de la fête du saint fondateur de Dabra Dāmō». — Den Namen Dāmō schreibt er wie die meisten mit Einem *m*. Ich habe an Ort und Stelle *Dāmmō* gehört, und auch Guidi schreibt hier doppeltes *m*. Dazu kommt, daß der Name volksetymologisch von *dāḥmemō* abgeleitet wurde (hier in der Übers., S. 55).

Der Verf. nimmt an, daß es sich bei dieser Vita handle um «une composition indigène du 15me siècle» (S. 30). Das wird mit einem gewissen Vorbehalt richtig sein. Dieser Vorbehalt betrifft das Verhältnis zum Arabischen. Die Einleitung der Vita ist in Reimprosa verfaßt, und durch das ganze Werk hindurch ziehen sich, wo etwas besonders hervorgehoben werden soll, Stellen in Reimprosa, die hier wie in der arab. Literatur als höhere Sprache gilt. Der Verf. hat diese Stellen überall erkannt und als solche bezeichnet. Sie deuten unzweifelhaft auf arabischen Einfluß. Dazu kommen folgende Stellen, die ich zunächst in der Übers. des Verf. gebe. S. 38: «Cependant sa mère l'avait appelé *'Abdal Masīḫ*, ce qui, en traduction, signifie 'serviteur du Christ'.» S. 47: «Et à cette habitation il donna le nom de *Ba'ata Lem*, ce qui veut dire 'Maison de ma mère'.» S. 63: «le 14 du mois de *Teqemt*, le 11 du mois de Tāsrīn selon le calendrier des Arabes.» Auf S. 63, unten, heißt der Heilige „Mār 'Aragāwī". Darin, daß die Frau aus dem Königsgeschlecht von Rōm ihren Sohn *'Abdal Masīḫ* nennt, liegen wohl Verwechslungen vor. *Rōm*, arab. *Rūm*, ist das byzantinische Reich; dies ist teilweise mit *Rūmiya* „Rom" verwechselt. Ägypten war vor der arab. Eroberung ein Teil des byzantin. Reiches, aber zur Zeit, als unsere Vita geschrieben wurde, sprach man in Ägypten arabisch. Mit gewissem Recht sagt daher der Verf. (S. 31) «L'arabe pour l'auteur semble être la langue étrangère par excellence». In Nordsyrien sprach ich einmal in Anwesenheit eines arabischen Gastes mit meinen Reisegefährten Englisch und fragte dann den Gast, ob er das verstehe; der antwortete mir: „Nein, ich verstehe kein Türkisch." Ebenso ist *Ba'ata*

Lem arabisch *bā'at al-'umm* „Wohnstätte der Mutter", und nicht halb äthiop. (*ba'at* „Höhle"). *Tāsrīn* ist natürlich hebr. *tišrī*, christl.-arab. *tašrīn*; aber im Texte steht nicht «selon le calendrier des Arabes», sondern *bašarqa ʿebrāwiyān* (Guidi, gr. Ausg. 31b, Z. 9) „nach dem Kalender der Hebräer". *Mār* ist das syr. Wort, das über das Arab. auch ins Äthiop. gekommen ist. Aus allem geht hervor, daß arab. Sprachkenntnisse bei der Abfassung der Vita eine Rolle gespielt haben. Es wäre denkbar, daß ihr Verfasser ein Abessinier war, der in Ägypten Arabisch gelernt hatte und dann in seine Heimat zurückgekehrt war. Eher glaube ich, daß einer der koptischen Mönche, die nach Abessinien kamen, zunächst einmal gründlich Geʿez lernte und dann imstande war, mit Hilfe von abessin. Mönchen ein solches Werk zu schreiben, das seinem Inhalte nach ganz einheimisch-abessinisch anmutet. Andererseits hat der Verf. wahrscheinlich gemacht, daß die Legende von dem „Manne Gottes" Alexis (Alexios, Alexianos), die im Morgenland und im Abendland so weit verbreitet war, für einen Teil der Vita 'Aragāwī als Vorbild gedient hat.

Im folgenden seien noch ein paar Einzelheiten angemerkt.

S. 14 sagt der Verf. «pour l'auteur de notre *gadl* la Thebaïde se trouve en Grèce». Im äth. Texte steht *beḥēra ṣereʿ*. In der Tat haben die alten Aksumiten Griechenland *ṣereʿ* genannt; aber es ging wie mit *Rōm* (*Rūm*): Ägypten bildete einen Teil des griech.-byzantin. Reiches, und daher kann *ṣereʿ* auch „Ägypten" bedeuten. Die Etymologie des Wortes hat Praetorius in ZDMG 73, S. 244 bestimmt; es stammt aus dem Minäischen, wo es ursprünglich „Westland" bedeutete, und ist im Geʿez besser *ẓereʿ* (mit *ẓappā*) als *ṣereʿ* zu schreiben.

S. 14 unten wird gesagt, der jüdische König, der von König Kālēb besiegt wurde, heiße auch in dem syr. Buche der Himyariten (hrsg. und übers. von Moberg) *Fīnḥas*. In Wirklichkeit heißt er hier *Masrūq*, und sein Name wird zum Zeichen der Verachtung in der Handschrift umgekehrt geschrieben.

S. 23, Anm. 1 nennt den König «ΕΛΛΑ ΓΑΒΑΖΗΤ dont on possède une monnaie». Der äthiop. Name war 'Ella Gabaz; die beiden letzten Buchstaben liest Conti Rossini (Monete Aksumite, in Africa Italiana I, S. 207) wohl richtig HΣ, den Namen also gräzisiert Ελλα Γαβαζης, während Anzani, Numismatica Axumita (Riv. Ital. di Numismatica, S. 82) sie NΓ liest und darin eine Abkürzung von *negūs* sehen möchte.

S. 31f. gibt der Verf. eine kurze Liste von Wörtern und Formen, die in Dillmanns Lexikon nicht oder nur selten belegt sind. Diese Liste ist uns sehr willkommen. Es fehlt in ihr *wefūy*, etwa „vollkommen", Guidis gr. Ausg. S. 8a, 5 v. u. (kl. Ausg. 11, 7).

S. 33f. zählt der Verf. Druckfehler in Guidis Ausgabe auf. Die meisten davon hatte ich mir bereits notiert; einige von ihnen waren schon von I. Guidi in den Exemplaren, die er mir schickte, verbessert. Immerhin hat diese Aufzählung ihren Wert. Aber warum 59, 9, «*samāʿt*, à lire: *semāʿt*» sein soll, sehe ich nicht ein. Dillmann kennt für „Märtyrer" nur die Form *samāʿt*.

S. 44, 7 v. u.: Die Worte «[ils] l'honoraient comme leur dieu» klingen fast blasphemisch. Ein Heiliger ist kein Gott. Allerdings bedeutet *'amlāk* meistens „Gott"; aber hier ist es mit „Herr" zu übersetzen. So hat denn auch Guidi, gr. Ausg., S. 38, Z. 25 «signore». Auch im „Leben des Hl. Jāfqerana 'Egzī'" hrsg. u. übers. von I. Wajnberg, S. 108, 11 v. u., ist *'amlāk* richtig durch „Herr" wiedergegeben.

S. 65, Z. 19f. stehen die denkwürdigen Worte «il n'y avait absolument personne qui ouvrit sa bouche pour proférer une vaine parole ou pour parler de futilités comme [cela ce fait] dans le monde».

S. 78 in Anm. 124 wird Il racconto di Nārgā von I. Guidi angeführt; dazu wäre auf die Übersetzung und Erläuterung von S. Euringer in Bd. 9 und 10 der Zeitschr. f. Semitistik zu verweisen.

Die Umschrift des Äthiop. in diesem Buch weist manche Sonderbarkeiten auf. Über die langen Vokale wird manchmal ein Strich, manchmal ein Zirkumflex gesetzt, ohne daß man einen Grund dafür einsieht; denn der Unterschied zwischen betonter und unbetonter Länge kann kaum gemeint sein, da der Zirkumflex nicht immer über Silben steht, die betont sind. So wird denn auch die Schrift von Conti Rossini *Acta Yārēd et Panṭalēwon* S. 29, Anm. 1 zitiert als Acta Yārêd et Pantalêwōn. Die Ultima von *Yārēd* ist betont, die Pānultima von Panṭalēwōn kann betont sein, aber ich habe keinen Beleg dafür. Es gibt jedoch auch die Variante *Yârēd*. Wenn der Verf. die Unterschiede in der Betonung andeuten wollte, so hätte er auch *'Aragāwî* schreiben sollen und neben *Pêṭrōs*, S. 29, Z. 5 v. u. auch *Pâwlōs* u. a. m. Das emphatische *ṗ* (*Ṗait*) erhält in diesem Buche nie den ihm zukommenden Punkt. Doppelkonsonanz wird zuweilen geschrieben, wo sie nicht hingehört, und nicht geschrieben, wo sie überliefert ist. So steht S. 27 mehrfach *ṣallōt* (mit verschiedenen Suffixen); aber *ṣalōt* ist zu sprechen (vgl. Psalm 4, 2 und 6, 9 in meinen umschriebenen Texten, Geʿez-Studien I). Statt *sebbeḥat* (S. 28, 20) ist *sebḥat* zu lesen (vgl. ebd. Ps. 8, 6). Der Name Philippos wird *Fīlṗpos* gesprochen, nicht *Fīlpōs* (S. 11, 9; S. 73, Anm. 32); vgl. meine Umschrift Marc. 3, 18; Mittwoch, Die traditionelle Aussprache des Äthiopischen S. 42, 3 v. u. S. 29, 10 u. S. 30, 13 steht *qedest* statt *qeddest*. Bei der Anhängung von Verbalsuffixen kommen mehrfach Verdoppelungen vor, die der Verf. nicht beachtet hat, ebenso im Indik. Imperf. der Verba; diese mögen allerdings z. T. sekundär sein.

Der Verf. hat sich durch seine verdienstvolle Schrift den Dank der Wissenschaft erworben.

Hirschberg, J. W.: Jüdische und Christliche Lehren im vor- und frühislamischen Arabien. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Islams. Kraków: Nakładem Polskiej Akademii Umiejętnosci 1939. (IV, 173 S.) gr. 8° = Polska Akademia Umiejętności. Mémoires de la Commission Orientaliste No 32. Zł. 5 —. Bespr. von Johann Fück, Halle/S.

Hirschberg wendet die aus der Koranexegese sattsam bekannte Methode, nach Vorbildern und Parallelen im jüdischen Schrifttum zu fahnden, in der vorliegenden Arbeit auf die Reste der vor- und frühislamischen religiösen Dichtung, d. h. in erster Linie auf die Verse des Umaiya b. abi'ṣ-Ṣalṭ, an. Wenn nun bei

einem so gut überlieferten Texte wie dem Koran die Sucht, Berührungen aufzuspüren, nur selten einen wirklichen Beitrag zur Erklärung beizusteuern vermag, so ist ein solches Unternehmen auf einem dermaßen schlecht erhaltenen, bruchstückübersäten und kritisch unzuverlässigen Grunde wie dem der Überlieferung der Hanifendichtung noch aussichtsloser, und wer sich durch das Dorngestrüpp der Hirschbergschen Parallelensammlung hindurchwindet, wird nur selten ein erquickendes Beerlein finden. Zweifellos liegt bei dieser Dichtung ein schwieriges Problem vor; durch die Jagd nach schemenhaften Parallelen kann es aber nicht gelöst werden; vielmehr muß der Erklärer stets von der Persönlichkeit des Dichters ausgehen. Wer etwa in Umaiya einen gebildeten Araber aus Tâ'if sieht, der unabhängig von Muhammed die ihm aus dem Erzählungsgut der großen vorderasiatischen Offenbarungsreligionen überkommenen Stoffe zu einer eindringlich mahnenden Lehrdichtung verwob, wird seine Verse anders deuten als ein Forscher, der sie für eine Fälschung aus islamischer Zeit hält, bestimmt, die durch Muhammeds Ausspruch über Umaiya „er sei beinahe ein Muslim gewesen" lebhaft erregte Neugierde der Gläubigen an diesem wenig bekannten Vorgänger des Propheten mit den billigen Mitteln einer in koranischen Reminiszenzen und jüdisch-christlichen Erbaulichkeiten sich ergehenden Versmacherei zu befriedigen. Dies Problem hat H. nicht scharf erfaßt; seine fleißige Arbeit, die „I. Die religiösen Zustände in Arabien vor dem Auftreten Mohammeds" (S. 11—40) behandelt, dann „II. Das Sagenmaterial" (S. 41—78) vorführt und schließlich „III. Die agadischen Quellen und Parallelen" (S. 79—162) aufreiht, hat deshalb im wesentlichen nur als Materialsammlung Wert, die in jedem Einzelfall der kritischen Sichtung bedarf.

Richard, Paul: **Frankreich in Syrien.** Berlin: Junker & Dünnhaupt 1940. (59 S.) 8° = Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung und des Hamburger Instituts für Auswärtige Politik, hrsg. in Gemeinschaft mit dem Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut, H. 69 = Frankreich gegen die Zivilisation, bearb. von Matthias Schwabe, H. 14. RM 1 —. Bespr. von H. H. Schaeder, Berlin-Wannsee.

In dem Augenblick, da die französische Militärmacht in Europa zusammenbricht und das Geschick Syriens ungewisser wird, als es je im Laufe der letzten 25 Jahre war, erscheint eine Schrift, die aus zwei Jahrzehnten französischer Mandatsregierung in Syrien die Summe zieht. Vorangestellt ist eine Übersicht über die älteren französisch-syrischen Beziehungen, die durch das französische Protektorat über die katholischen Orientchristen und die Erziehungsarbeit der französischen Mission gekennzeichnet sind. (Mit Recht wird eingangs hervorgehoben, daß es nicht angeht, diese Beziehungen bis in die Kreuzfahrerzeit zurückzudatieren: ist doch ein wesentlicher Zug des beginnenden nationalen Imperialismus in Frankreich, dessen schwerste Niederlage wir heute erleben, zur Zeit Philipps des Schönen die entschiedene Abwendung von dem übernationalen Kreuzzuggedanken, wie ihn noch Philipps Großvater, Ludwig IX., verkörpert hatte). Dann wird die dem französischen Einfluß entgegenwirkende Kraft gewürdigt: der beginnende arabische politische Nationalismus zur Zeit Abdulhamids und der Jungtürken und der syrische Anteil an ihm. Mit vorbildlicher Klarheit werden die beiden einander ständig durchkreuzenden Linien der britisch-französischen Orientpolitik und des arabischen Freiheitskampfes in und nach dem Weltkrieg, vom Husain-Mac Mahon-Briefwechsel 1915/6 bis zur Aufrichtung des französischen Mandats in Syrien und der Vertreibung Faisals 1920 verfolgt. Die Unternehmungen zur Zerstückelung des Landes in vier Staaten, denen nur die französische Fremdherrschaft gemeinsam ist, sowie Inhalt und Auswirkungen der Mandatsakte von 1922 werden eingehend beleuchtet. Die Hauptabschnitte der kürzer behandelten weiteren Entwicklung sind die unselige Ära Sarrail mit dem Bombardement von Damaskus im Oktober 1925, die Verfassungskämpfe bis zum Oktroi von 1928 und der schimpfliche Handel des 1936 unterzeichneten, zwei Jahre später französischerseits nicht ratifizierten Bündnisvertrages. Seit Anfang Juli 1939 „ist Syrien — ebenso wie auch der Libanon — unter militärischer Herrschaft. Es herrscht Ruhe im Lande. Dafür sorgen die französischen Waffen. Das Land ist im Grunde nur eine Kolonie, in der General Weygand in der Stille seine Orientarmee sammeln kann, während die Kriegsgerichte unentwegt ihre Henkersarbeit fortsetzen. War dies vielleicht schon der Zweck, der Frankreichs Haltung 1938 bestimmte?" (55). Den Schluß macht eine auf den Grund der Sache führende Wesensbestimmung des französischen ‚Imperialismus von gestern', der in seiner etatistischen und formaljuristischen Gebundenheit unfähig ist, Wesen und Recht des syrischen ‚Nationalismus von heute', der nichts anderes als arabischer Nationalismus sein kann, auch nur zu begreifen.

Die Schrift enthält in gedrängter Form eine Fülle von sorgsam geprüften Tatsachen und fördernden Gedanken. Die politischen Schick-

sale Syriens im letzten Vierteljahrhundert, die sie zusammenfaßt, sind durchgängig auf die treibenden geschichtlichen Grundfragen bezogen: das macht ihre Darstellung durchsichtig und einprägsam. Dem praktisch-aufklärenden Zweck, der ihr durch den Rahmen gewiesen ist, in dem sie erscheint, dient sie, indem sie die Tatsachen für sich selber sprechen läßt — was das wirkungsvollste Verfahren ist. Sie kann als Grundstein einer Gesamtdarstellung der arabischen Frage nach ihrer völkischen und politischen Bedeutung gelten — einer Arbeit, die man von der Sachkenntnis und dem überlegenen Urteil des Verfassers erhoffen möchte.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Vernadskij, G[eorgij] V[ladimirovič]: **O sostave Velikoj Jasy Čingis Chana** (Zur Entstehung der Großen Jasa Čingiz Ḫāns). Brüssel: Les éditions Pétropolis 1939. (55 S.) kl. 8° = Issledovanija i materialy po istorii Rossii i Vostoka; Studies in Russian and Oriental history, hrsg. v. G. Vernadskij, Nr. 1. Bespr. von B. Spuler, Göttingen.

Čingiz Ḫāns gesetzgeberische Tätigkeit war eine der bedeutendsten Seiten seines Wirkens; trotzdem hat sich kein einziges vollständiges Exemplar seines Gesetzbuches, der Großen Jasa (mong. Jasaq), erhalten. Es ist zwar überliefert, daß die mongolischen Chane eine Abschrift der Jasa zusammen mit dem Staatsschatze aufbewahrten; es scheint jedoch, daß diese Abschrift der Öffentlichkeit unzugänglich blieb und schon ziemlich früh verschollen ist. Sonst wäre es unverständlich, daß Ǧowainī oder Rašīd od-Dīn, von denen besonders der letztgenannte die mongolischen Archive gründlich benützt hat, nicht wenigstens Teile der Jasa wörtlich anführt. So kann es sich bei der angeblichen Abschrift in Baġdād, die al-Maqrīzīs Gewährsmann im 15. Jahrh. gesehen haben will, nicht um ein Original gehandelt haben, wie Vernadskij das (S. 8) immerhin für möglich zu halten scheint.

Trotz des Fehlens des Urtextes von Čingiz Ḫāns Jasa sind wir durch Inhalts-Angaben bei persischen, arabischen, syrischen und armenischen Schriftstellern von den Verfügungen des Gesetzbuches unterrichtet, und Vernadskij unternimmt es, durch Vergleichung und Zusammenstellung der verschiedenen Quellen-Nachrichten die Jasa im Umrisse zu rekonstruieren. Schon 1934 hat das — allerdings ohne orientalistische Kenntnisse — Kurt Alinge in deutscher Sprache durchgeführt. Der Verf. stützt sich dabei sehr wesentlich auf die Angaben von Ǧowainī und Gregor Bar Hebraeus, deren diesbezügliche Nachrichten in den bisher erschienenen Werken noch nicht verwendet wurden. Die beiden genannten Schriftsteller bringen Ergänzungen zu den bisher vorgenommenen Zusammenstellungen des Inhalts der Jasa; ihre Angaben decken sich im wesentlichen mit den schon bisher verwerteten. Val. F. Minorskij hat sich in zwei Anhängen dankenswerterweise der Mühe unterzogen, die entsprechenden Abschnitte (den des Bar Hebraeus allerdings nach der nicht immer ganz zuverlässigen lateinischen Übersetzung von Bruns und Kirsch) in russischer Sprache wiederzugeben.

Das Ergebnis von Vernadskijs Bemühungen ist eine Übersicht über die gesetzgeberischen Maßnahmen Čingiz Ḫāns, die dem Leser in gut gegliederter Form geboten wird. Es handelt sich um Erlasse über den Verkehr mit fremden Staaten, die Verwaltung des mongolischen Reiches (einschließlich dem Lehensrecht, den Adels-Privilegien, dem Kriegs- und Jagdrecht, der Zivilverwaltung und dem Steuerwesen) sowie um das Familien- und Strafrecht, endlich um Verfügungen in betreff des Handels und des Ehelebens.

Von den Einflüssen, die sich bei der Entstehung der Jasa bemerkbar machten, wird man die Rückwirkungen von Gedankengängen der christlichen Universalmonarchie nicht ausschießen dürfen. Sie waren den Mongolen durch den unter ihnen weit verbreiteten Nestorianismus vermittelt worden. Die Frage, wie weit chinesisches Geistesgut die Ausbildung der mongolischen Gesetze beeinflußte, wird noch einer genaueren Untersuchung bedürfen.

Die Nachwirkungen der Jasa waren Jahrhunderte hindurch spürbar. Immer wieder beriefen sich spätere mongolische Herrscher auf sie, auch zu Zeiten, wo die Jasa in stets wachsendem Maße durch islamisches und einheimisches Recht verdrängt wurde. In manchen Anschauungen des türkisch-tatarischen Rechtsbewußtseins läßt sich aber auch heute noch der Geist des großen Staatsschöpfers Čingiz Ḫān erkennen.

Südasien.

1. **Autran,** Charles: **Prélude à l'enlèvement d'Europe.** Paris: P. Geuthner 1938. (32 S.) 8° = Phoinikes et Dravidiens, Tome II. Fr. 12 —.
2. **Autran,** Charles: **La Femme et la Courtisane.** Suggestions pour une nouvelle étymologie du mot γυνή. Paris: P. Geuthner 1937. (III, 32 S.) 8°. = Phoinikes et Dravidiens, Tome I. Fr. 12 —
3. **Boulnois, J.: Le caducée et la symbolique dravidienne indo-méditerranéenne,** de l'arbre, de la pierre, du serpent et de la déesse-mère. Préface de G. Jouveau-Dubreuil. Paris: Adrien-Maisonneuve 1939. (VII, 176 S.) gr. 8°.
Bespr. von H. Beythan, Berlin-Treptow.

1. In dieser kleinen programmatischen Schrift folgt Charles Autran den Spuren Clemens Schoeners, der schon seit Jahren nachzuweisen bemüht ist, daß in der ältesten europäischen Vorgeschichte unverkennbare Spuren einer dravidischen Urbevölkerung nachzuweisen seien (Armalurisches in früheuropäischen Namen, 1928).

Merkwürdigerweise weist Ch. Autran mit keinem Wort auf die Arbeiten seines Vorgängers hin. Räumlich beschränkt sich A. mit seinem Hinweis auf eine vorarische, dravidische Bevölkerung und Kultur auf das östliche Mittelmeerbecken, während Sch. seine Annahme auf das ganze Mittelmeerufer und Mitteleuropa ausdehnt. Entnimmt Schoener seine meisten Beweise zuerst der geographischen Namengebung, in zweiter Linie dem Bereich der germ. Stammesnamen (Germanen und andere früheuropäische Namen nordischer Stämme. Tübingen 1934. cf. OLZ 1935, Sp. 491), so bringt sie A. auch aus anderen Gebieten: Anthropologie, Religion, Kultus, Etymologie, Lexikographie. Diese würden noch durch die neueste Archäologie gestützt.

Beweis für die Anwesenheit von Draviden am Mittelmeer (Herodot: Τερμίλαι, I, 173) sind die gleichen mythologischen Vorstellungen von dem dieu à trois yeux (man denke an Çiva) und der déesse de la fécondité, déesse-Mère. Der Kultus hat gemeinsam den pierre levée (man denke an Lingam). Älteste Gräberfunde aus Tinnevelly und dem minoischen Kreta zeigen anthropologisch und kulturell das gleiche. Hauptvertreter und Ausbreiter nach Westen waren die Phöniker, die A. als Draviden erweisen will und gegen deren semitische Einordnung er sich wehrt. Wenn das nur von dem Nachweis des Namens Φοῖν-ικ-ς abhängt, so ist ihm damit ein Fehler unterlaufen: Die heutigen Draviden wohnen im Lande der Kokospalme. Φοῖν-ικ-ς heißt Palme. A. knüpft an Tamil *panei* an (prononcé paynei, was falsch ist, jedoch unwesentlich). A. legt großes Gewicht darauf, daß dieses Wort cocotier bedeute. Das ist unrichtig. *Panai* heißt eindeutig die Palmyrapalme, und die Kokospalme heißt *tennai*, was mit Tamil *ten* = Süden zusammenhängen wird. Die Tamilen als ältestes Literaturvolk der heutigen Draviden wenden dies Wort, meist mit Selbstbewußtsein, auf sich selbst an: *tennar* = Südvolk, Tamilen, *tenmoli* = Südsprache, Tamil, im Gegensatz zu *vaṭamoli* = Nordsprache, Sanskrit, *tenmalai* = Südberg, Mt. Potiyam, im Gegensatz zu *vaṭamalai* = Nordberg, Mt. Mēru. Sind nach A. die Phöniker Draviden, dann auch Minos, Kadmos, Thasos usw. A. glaubt noch einige bestimmte dravidische Namen aufgreifen zu können: Pandiôn (Hérodote I, 173 et suiv.) porte un nom tamil et dravidien s'il en fut. Hier ist auf die griechische Schreibweise Πανδίων aufmerksam zu machen, nach Prellwitz < Πανδῖα, <* Πανδι$_F$ια. Die tamilische Königsbezeichnung heißt nicht *Paṇḍiyân*, sondern *pāṇṭiyan* (*ḍ* = *ṭ*), wobei *-iyăn* nur unbetonte Personalendung ist und die Länge des Vokals der Hauptsilbe nicht zu übersehen ist. Ähnlich ist es mit Ἴρος, nom dravidien caractéristique du mendiant superbe de l'Odyssée. Die Tamilwurzel *ira*, betteln, hat entschieden kurzes *i*. Auch Τραχεῖα, Τραχίν usw. wäre in ähnlicher Weise zu untersuchen. A. bringt dann noch eine Anzahl lexikalischer Gleichsetzungen, die mir weniger angreifbar erscheinen, von denen aber auch einige schon von Caldwell anerkannt festgestellt sind. Wenn nur nicht immer die Furcht vor dem fatalen zufälligen Gleichklang wäre! Glücklicher scheint er zu sein bei der dravidischen Ableitung einer Anzahl geographischer Namen. Hier weist A. auch auf die Arbeiten von Vorläufern hin, z. B. auf August Fick, „Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands." So wird der Bergname Olympos, Elymbo, wovon es eine ganze Anzahl gab, auch einen im Gebiet der Tramilas in Lykien, von der dravidisch-tamilischen Wurzel *elumbu*, sich erheben, aufstreben, abgeleitet, wobei freilich die Transkription von *l* noch genauer zu untersuchen ist (OLZ 1935, Sp. 491).

Sicher haben Schoener und Autran eine neue Fragestellung gebracht. Hätten sie trotz einzelner Irrtümer recht, so würde die Urgeschichte in einem neuen Lichte zu betrachten sein. Hergebrachte Meinungen sträuben sich dagegen. Es wird aber die Wissenschaft ohne genaueres Eingehen auf das Dravidische, als es bisher üblich war, nicht mehr auskommen. Es nutzt nichts, die Sache a limine abzuweisen.

S. 13, a (3) Druckfehler: *-th-* für *-bh-*.

2. In dieser Schrift möchte Autran einen weiteren Beweis für seine Ansicht bringen. Die herkömmliche Ableitung des Wortes γυνή genügt ihm nicht. Es ist ihm un vocable d'origine allogène. L'on constate que ce vocable, si courant soit-il en grec, présente la triple caractéristique: 1° d'un vocalisme initial inattendu; 2° d'un élargissement morphologique en -ικ- (γυνα-ικ-ός usw.) que rien n'explique, et 3° d'une acception initiale *purement religieuse* en védique, notre témoin le plus archaïque. Das Wort ist als Fremdkörper in die griechische Sprache gekommen. Woher? Aus dem alten Mutterboden des Kultes der Fruchtbarkeitsgöttin, wie wir ihn noch heute in Indien besonders im Bereich der Çiva- und Çaktiverehrung finden, in dem die der Gottheit vermählte Frau, die Hierodule, noch heute ihre Bedeutung hat. Sie wird nun freilich gemeinhin *dēvadāsi* genannt, aber im Gebiet von Orissa heißt sie *guṇi*. Im Vergleich zur versklavten Ehefrau war sie ein Wesen

höherer Ordnung. Und *guṇi* ist la forme dravidisée du mot *guṇa*, vocable indou qui, en sanskrit, a le sens fondamental de *qualité, aptitude, talent*. Nun sei das höhere Wort zur Bezeichnung der Frau im allgemeinen angewandt worden. Le rapprochement de *guṇa* avec γυνή se trouve, par conséquent, *archéologiquement fondé*. Il ne l'est pas moins *religieusement*. *Phonétiquement*, il ne fait pas question. *Sémantiquement* il se justifie de lui-même. Reste l'étymologie de l'indou *guṇa*, qui nous demeure obscure. Man muß sagen, daß der geographische Ausgangsboden der These etwas sehr eng ist. Oder warum sollte dieses Wort, das so weit und allgemein verbreitet gewesen sein müßte, so fast spurlos in eine entfernte Zelle zurückgewichen sein? Erweiterungsvorschlag zur Literaturangabe S. 21: Arthur Miles, The Land of the Lingam (1933). Chapt. XIX: Dancing Girls.

3. Der Verfasser war Kolonialarzt in Französisch-Afrika und Indien. Aus ethnographischem Forschertrieb ist sein Buch auf Anregung von M. Jouveau-Dubreuil entstanden, und dieser sieht in dem Vorwort das Verdienst des Buches darin, daß Dr. B. den Nachweis erbracht hat, daß die vorarische indische Kultur nicht tot ist, sondern in direkter Linie weiterlebt in Südindien; dort sei der brahmanische Einfluß nur Camouflage, ein dünner Firnis, unter dem das echt Dravidische zutage trete, und das Studium dieser Kultur avait de telles resemblances avec d'autres civilisations préhistoriques, que, de la comparaison, naissait une idée d'importance mondiale: l'Inde pré-aryenne était un centre de culture qui avait essaimé sur une grande partie de l'univers. Dr. B. hat dies dravidische Indien studiert, nicht linguistisch, hier steht er auf den Schriften Autrans (bes. „Mithra, Zoroastre et la préhistoire aryenne du christianisme", Paris, 1935), sondern ethnographisch und folkloristisch, bes. aber die Riten und Symbole des Kultes der Fruchtbarkeitsgöttin, wobei ihm sein ärztlicher Beruf den Blick für die „medizinmännischen" Dinge schärfte. Mit der gewonnenen Erkenntnis hat er dann die Kulte des alten Orients bis nach Ägypten und Kreta durchgemustert, mit großem Fleiß und erstaunlicher Belesenheit geradezu durchgekämmt. Das Ergebnis ist die Feststellung einer großen Übereinstimmung: Zeus—Hera=Çiva—Çakti, Demeter = la déesse-mère, Hermesstab = Schlangensäule, die Flügel spätere Zutat, Dionys, Hermes, Äskulap deutlich dravidischen Ursprungs, usw. Dr. B. will den Schluß nach der Ursprünglichkeit nicht aussprechen, ist aber deutlich der Meinung, daß die Grundlage der Riten und Symbole nur dravidisch sein kann bis nach Hellas. Das dravidische Indien sei ein Ausgangszentrum gewesen, von der Übernahme der Veden ab wäre Indien nur Empfänger gewesen. — Bis zur allgemein anerkannten Lösung dieser Frage kann man von einem dravidischen Geheimnis sprechen. Nach Dr. B.s Meinung ist dieses Studienobjekt von der Indologie zu sehr vernachlässigt worden: „Je fus frappé surtout de l'escamotage (car c'est le mot) de l'étude de toute une partie de l'Inde dite dravidienne et qui comprend pourtant près de 60 millions d'habitants."

Nach Dr. B. sind die auf den Steinen dargestellten in der Begattung verschlungenen Schlangen nur Kobras. Nach tamulischer Volksansicht ist nur das Weibchen Kobra, das hellere und ungiftige Männchen sei cārai, Ptyas mucosus, rat snake, die auch cāraikkaṭā genannt wird (kaṭā = Stier, Bock). Ein anderer Name ist veṇcārai, die weiße Rattenschlange, was figürlich auch semen virile bedeutet. Dies ist vielleicht der von Dr. B. nicht erwähnte Grund, warum es zwei verschiedene Baumarten sein müssen, die man vermählend zum innigsten Zusammenwachsen pflanzt, wobei der männliche Arasou der hellere ist. Brehm erwähnt nichts von einer solchen Paarung zweier Schlangenarten. Ich selbst habe einmal einen Knäuel von zwei Schlangen angetroffen, die beide cārai waren.

In den im Buch angeführten Tamilwörtern finden sich einige Ungenauigkeiten, die aber nicht ins Gewicht fallen. An einigen Stellen ist dem Drucker der ˆ verrutscht; richtig wäre Tirouvâsagam, Puranânûru, Murugan, Amarâvati, Katalimaladi usw. Der Stein mit der Schlangendarstellung wird bald nâgakkâl, bald nâgakkal geschrieben. Beides kann richtig sein: mit kâl würde es Schlangensäule, mit kal Schlangenstein heißen. Das Lexikon hat nur kal. Richtig ist Arasânikkâl, aber dann muß es auch nâtaṅkâl heißen, hier nur kâl = Pfosten. Es verwundert, daß Dr. B. die symbolische Bedeutung dieses Wortes nicht in Erwähnung gezogen hat, auch nicht die Symbolsprache der Siddhāntalehre. In der Deutung des Namens Çiva ist die Deutung „der Gütige" (Hauer, „Ein monotheistisches Jogatraktat Altindiens", Gotha, 1931) nicht erwähnt.

Wünschenswert wäre ein Register und eine viel reichere Illustrierung. Die Erwähnung zahlloser bildlicher Darstellungen schreit nach mehr Bildern.

Das Werk ist auf alle Fälle voller Anregung.

Ḥusain, Dr. Agha Mahdi: **The Rise and Fall of Muḥammad bin Tughluq.** Dissertation. London: Luzac & Co. 1938. (XVII, 274 S., 7 Abb., 6 Faksimileseiten) 8°. 15 s. Bespr. von O. Spies, Breslau.

Daß eine so schwierige und widerspruchsvolle Persönlichkeit wie Muḥammad b. Tughluq und seine Regierung nicht nur von uns, sondern schon von seinen Zeitgenossen und den

einheimischen Historikern ganz verschieden beurteilt wird, liegt auf der Hand. Ohne Zweifel war Muhammad b. Tughluq eine außergewöhnliche Gestalt unter den islamischen Herrschern des mittelalterlichen Indiens. Haig nennt ihn "a genius", Lane-Poole "a man of ideas". Völlig unausgeglichen in seinem Charakter und unberechenbar fiel er von einem Extrem ins andere. Mit Recht hat man ihn mit Philipp II. von Spanien verglichen. Als er die Regierung antrat, übernahm er ein blühendes Reich, das unter ihm seine größte Ausdehnung hatte. In der ersten Hälfte seiner Regierung war Muḥammad b. Tughluq voll von Plänen und Neuerungen: Verlegung der Hauptstadt von Delhi nach Deogir (Daulatābād), Expansionsbestrebungen, Münz- und Währungsmanipulation, Erhöhung der Steuern, Verwaltungsreformen usw., während der zweite Teil seiner Regierung nur mit Aufständen und deren Niederwerfung ausgefüllt ist.

Es ist daher durchaus zu billigen, wenn Dr. Husain "the Rise and the Fall of Muhammad bin Tughluq" unter kritischer Auswertung der Quellen in einer Monographie behandelt, zumal da sich in die Darstellungen der Geschichte des mittelalterlichen Indiens durch die sich oft widersprechenden Angaben der Quellenwerke eine Reihe von Mißverständnissen und Fehlern eingeschlichen haben. Mit Scharfsinn und zuweilen überspitzter Kritik wirft der Verf. in manche Fragen und Probleme, z. B. Charakter des Sultans, seine Politik, Chronologie der Ereignisse, Tarmāšīrīns Einfall usw., neues und klärendes Licht.

In dem ersten Teil bespricht der Verf. das Aufkommen der Tughluq-Dynastie, Name und Abstammung, Ulugh Khāns Tätigkeit unter Ġiyāṭuddīn sowie seine Expeditionen nach Wārangal, Jājnagar, Lakhnautī und Tirhut. Der zweite Teil behandelt die politische Lage des Reiches und Muhammad b. Tughluqs Pläne und Vorhaben. Der Auflösung des Reiches ist der dritte Teil gewidmet, in dem besonders die Aufstände und Erhebungen in neuem Licht betrachtet werden. Verwaltung und Münzsystem werden im vierten Teil dargestellt. Den Abschluß bilden die Appendices, und zwar (A) Architecture, (B) Inscriptions, (C) Critical Account of the Sources, (D) Bibliographie. Die Memoiren des Sultans werden auf vier Seiten gut lesbarer Reproduktionen der Handschrift gegeben.

Durch dieses Buch, das ursprünglich als Londoner Doktordissertation vorgelegen hat, hat der Verf. unsere Kenntnisse über einen wichtigen Abschnitt mittelalterlicher Geschichte Indiens bereichert, und wir hoffen, daß er seine glücklich begonnenen Studien nun auch in seiner Heimat fortsetzen wird.

Bei der Lektüre des Buches habe ich mir eine längere Reihe von Notizen und Bemerkungen gemacht, von denen ich im folgenden einige anführen möchte:

Zunächst scheint es mir nicht angebracht, die Pariser Handschrift von Ibn Baṭṭūṭa und die französische Ausgabe zu zitieren, zumal da das Zurückgreifen auf die Handschrift nie ein Fortschritt oder eine Verbesserung der französischen Ausgabe bedeutet. Ferner sind häufig bei den Zitaten die Seiten oder Fol., ausgelassen z. B. S. 83, Anmerkungen; S. 120, Anm. 3; S. 219, Anm. 2, 3, 5; S. 229, Anm. 2 usw. und zwar besonders, wenn die Handschrift der *Masālik al-abṣār* zitiert ist.

S. 45ff. ist der Name und die Abkunft Moḥammad b. Tughluqs sorgfältig und scharfsinnig untersucht. Es hätte zur Bedeutung des Namens noch auf A. von Le Coqs Aufsatz „Türkische Namen und Titel in Indien" (Aus Indiens Kultur. Festgabe Richard von Garbe) Erlangen 1927, S. 2 verwiesen werden können, wo Le Coq zeigt, daß Tughluq „der mit der Yakschwanzfahne versehene Mann, der Fahnenträger" bedeutet. — Der Beweis, daß der Name Tughluq nicht mit dem „Qaraunas" identisch ist (S. 51), ist überzeugend; jedoch scheint mir Dr. Husains Begründung, daß er "a lineal descendant of the Sasānian kings of Persia" ist (S. 51), nicht schlagend.

S. 116. Zu den zeitgenössischen Reisenden kann man aber Muḥammad b. ʿAbdarraḥīm Qalainašī (lies: Uqlīšī) nicht rechnen. Er ist der 565/1169 gestorbene Verfasser des *Tuḥfat al-albāb* (vgl. Brock., GAL I, 477 und Suppl.). Die in *Masālik al-abṣār* gegebene Stelle steht in der Ausgabe von G. Ferrand, JA 1925, S. 48. Unter den Gewährsleuten des ʿUmarī ist Ḫoǧā Aḥmad b. Ḫoǧā ʿOmar b. Musāfir vergessen. Den von ihm gegebenen Berichten zufolge muß er am Hofe des Sultans gelebt haben, worauf auch das Wort *ḫoǧa*, das im Urdu auch die Bedeutung „Eunuch" hat, hinweist.

S. 61, Anm. 7. Statt "*fine* temples" lies "*fire* temples".

Was die Zerstörung der Feuertempel und die Stürzung der Buddhastatuen und Götzenbilder usw. betrifft (S. 61, 201), so bemerkt der Verf. mit Recht, daß das nur Teile einer Eulogie für Moḥammad b. Tughluq sind. Schon der Stil deutet darauf hin. Diese Vermutung wird aufs schönste dadurch bestätigt, daß ʿUmarī diesen Passus aus al-ʿUtbīs *Tārīḫ-i Yamīnī* entnommen und von Maḥmud aus Ghazna auf Moḥammad b. Tughluq übertragen hat, ohne seine Quelle zu nennen.

S. 125 1. Z. v. u. Statt ʿAẓd bin Qāḍī Bard lies ʿAḍud b. Qāḍī Yazd.

S. 126 behandelt der Verf. die Qarāčīl-Expedition und S. 203 ihr Datum, das auch von der neuesten Forschung (z. B. Haig, Ishvari Prasad) ins Jahr 1338 gesetzt wird. Die Gründe für eine frühere Ansetzung sind durchaus stichhaltig. Zu „(1) Budāūnī and Firishta both fix it in 1337/38" wäre noch Yaḥyā b. Aḥmad, *Tārīḫ-i Mubārak Šāhī* hinzuzufügen, da beide auf ihn zurückgehen. Dadurch, daß Badr Chāch die Eroberung von Nagarkot ins Jahr 1337/38 setzte, hat man die Qarāčīl-Expedition damit ohne tieferen Grund in Zusammenhang gebracht. Der Verf. kommt zu dem Schluß, daß die Qarāčīl-Expedition vor der Ankunft Ibn Baṭṭūṭas stattgefunden hat. Ich glaube, man kann noch einen Schritt weitergehen: Die genannten Historiker setzen

sie vor dem Aufstand in Ma'bar an, was auch von Ibn Baṭṭūṭa bestätigt wird. Da nun der Ma'bar-Aufstand in den Jahren 1334—35 stattfand, wird die Qarāčīl-Expedition wohl zwischen die Jahre 1332—34 fallen. — Zu Chapter VIII "Rebellions and Disorders" vgl. jetzt: N. Venkata Ramanayya, The Date of the Rebellions of Tiling and Kampila, Indian Culture 1938, S. 135ff.

Um die loyale Einstellung des Sultans zu den nichtmuslimischen Bewohnern darzulegen, bringt Dr. Husain S. 201 zwei Beispiele. Ein drittes ist in den *Masālik al-abṣār* enthalten, auf das hinzuweisen hier der richtige Ort gewesen wäre. Ein Raja, der sich ergeben hat, wird von Muḥammad b. Tughluq in die Religion des Islam eingeführt; aber er weigerte sich, den Islam anzunehmen. Dadurch wurden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden keineswegs betroffen (vgl. Quatremère XIII, 220).

S. 219. Der Sultan hat einen "chief minister who is sometimes termed *nā'ib*, sometimes *vazīr*". Dafür beruft sich Dr. Husain auf 'Umarī. Nun heißt es aber im arabischen Text: *wa li-hāḏa 's-sulṭān nā'ibun min al-ḫānāt wa wazīrun*. Es handelt sich also um zwei verschiedene Ämter. Der Nā'ib ist der *nā'ib-i mulk* (vielleicht auch *nā'ib-i malik*?) „Vizeregent, Stellvertreter" (vgl. Elliot-Dowson III, 126), während der Wazīr der Premierminister ist. Ähnlich sind ja auch die Verhältnisse unter den Mameluken in Ägypten und Syrien (vgl. Gaudefroy-Demombynes, La Syrie, S. LV).

In den Appendices hätte unter "Critical Account of the Sources" S. 252 in Nr. 8 noch al-Qalqašandī's Bericht in *Ṣubḥ al-a'šā* erwähnt werden können, der ein Auszug aus den *Masālik al-abṣār* ist und den ich Bonner Orient. St., Heft 14, Stuttgart 1936, herausgegeben habe. Über Moḥ. b. Tughluq gibt es übrigens noch eine Biographie in Ibn Ḥağar al-'Asqalānī's *ad-Durar al-kāmina* Bd. III, 460, die von aš-Šaukānī, *al-Badr aṭ-ṭāli'* Bd. II, 180 ausgeschrieben wurde. Auch in den *Nuzhat al-Ḫawāṭir* (Ḥyderābād 1350) des 'Abd al-Ḥayy steht als Nr. 221 auf S. 129—36 eine Biographie, die hauptsächlich auf Ibn Baṭṭūṭa beruht. — S. 251 hätte Moḥ. b. Tughluq's Autobiographie (vgl. auch S. IX) ausführlicher besprochen werden sollen.

Ostasien.

Chiang Kai-shek und **Chiang Soong Mayling: Gefangen in Sian.** Mit einer Einf. von Exz. Tsiang Pa-lie. München: F. Bruckmann [1938]. (X, 118 S., zahlr. Abb. auf Taf.) gr. 8°. RM 4 —. Bespr. von M. G. Pernitzsch, Berlin.

Das Buch bringt nach einer einleitenden Bemerkung des Verlags ein Vorwort von Exz. Tsiang Pa-lie in Chinesisch und Deutsch, sodann einen Aufsatz von Chiang Soong Mayling, der Gattin des Marschalls Chiang Kai-shek, unter dem Titel „Der Staatsstreich von Sian", sowie Tagebuchaufzeichnungen des Marschalls selbst unter dem Titel: „Ein halber Monat Sian". Es schließen sich noch an Mahnworte des Oberbefehlshabers (Chiang Kai-shek) an Chang Hsüeh-liang und Jan Hu-chen vor seiner Abreise aus Sian, Erläuterungen zu den chinesischen Personen und Ortsnamen, sowie Daten aus dem Werden der chinesischen Republik und dem Wirken ihres Einigers.

Das Buch behandelt eine der interessantesten innerpolitischen Episoden der neuesten chinesischen Geschichte, nämlich die Gefangensetzung des Marschalls Chiang Kai-shek durch General Chang Hsüeh-liang in Sian im Dezember 1936. Aus den einleitenden Bemerkungen des Generals Tsiang Pa-lie und vor allem natürlich aus den Aufzeichnungen des Marschalls Chiang Kai-shek und seiner ebenso klugen wie tatkräftigen Gattin werden die zunächst allen Außenstehenden unbegreiflichen Motive der Verschworenen und die ganze komplizierte Lage der Dinge in China zur damaligen Zeit klar; damit wird das Buch ein sehr schätzbarer Beitrag zur neuesten Geschichte Chinas. Die deutsche Ausgabe ist von Herrn Lin Tsiu-sen mustergültig bearbeitet, die beigegebenen Bildtafeln, Erläuterungen der chinesischen Namen und Daten aus der neuesten Geschichte Chinas tragen dazu bei, dem Nichtsinologen das Verständnis des Buchs zu erleichtern.

Fischer, Frieda: **Japanisches Tagebuch.** Lehr- und Wanderjahre. München: F. Bruckmann [1938]. (80 S., 80 Tafelabb.) 8°. RM 6 —. Bespr. von O. Kreßler, Bonn.

Wie die Verfasserin in einer kurzen Einführung vorausschickt, übergibt sie mit diesem dem Andenken ihres verstorbenen Ehegatten gewidmeten Büchlein Blätter aus den Tagebüchern ihrer gemeinsam unternommenen Kunstreisen nach Ostasien der Öffentlichkeit, und zwar zunächst die Blätter, welche ihre in Japan verlebten Lehr- und Wanderjahre betreffen, die entsprechenden, China und Korea behandelnden Aufzeichnungen sollen später an die Reihe kommen. Die vorliegenden, über den Zeitraum vom 1. Januar 1898 bis zum 25. Oktober 1913 sich erstreckenden Berichte gehen über den Rahmen einer bloßen Notizensammlung weit hinaus. Sie geben bei aller Kürze der stilistisch glatten Darstellung neben recht aufschlußreichen, die japanische Kunst — in erster Linie die Malerei — betreffenden Erörterungen eine ganze Fülle interessanter Beobachtungen japanischen Wesens und japanischen Denkens. Vor allem wird die von Religion und Wissenschaft gleich weit entfernte, rein künstlerisch-ästhetische Eigenart der japanischen Rasse in das gebührende Licht gesetzt. Darüber belehrt in erster Linie das in japanischem Privatbesitz, in den Sammlungen der alten aristokratischen Familien, bewahrte Kunstgut, welches eben gegenüber den reichen Schätzen der Tempel und Klöster die religionsfreie Einstellung des japanischen Ästheten mit vollster Deutlichkeit zeigt. Besonderes Lob verdienen die schönen und sehr geschickt ausgewählten

Bildbeigaben. Nicht zu Unrecht nennt der Verlag ihr Büchlein „eine kleine spannende Kultur- und Kunstgeschichte Japans".

Afrikanistik.

Cline, Walter: **Notes on the People of Siwah and El Garah in the Libyan Desert.** Menasha/Wisconsin (U.S.A.): George Banta Publ. Comp. 1936. (64 S., 28 Abb.) 4° = General Series in Anthropology. Number 4. Fr. 24 —. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Leider besitzen wir bis heute noch keine systematische ethnographische Arbeit über Sīwa, die größte und wichtigste der libyschen Oasen Ägyptens. Die vorliegende kurze Skizze erhebt, wie der Verf. selbst zugibt, keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ref. hat sie mit dem jungen Ethnologen und Semitisten Dr. S. Reich durchgesprochen und feststellen müssen, daß die Aufenthaltsdauer und Vorbereitung des Verf. für eine eingehendere Studie ungenügend war. Sein Material wurde von Dez. 1926 bis Febr. 1927 gesammelt, und im Winter 1928/29 einer Revision unterzogen. Die sieben Kapitel enthalten kurze Notizen über die soziale Struktur, die materielle Kultur, Privatleben, Religion, Magie, Aberglauben und Gebräuche der Bewohner der beiden Oasen. Oft werden frühere Arbeiten (Belgrave, Stanley, Bates) und für die sprachlichen Bemerkungen Walker und Laoust herangezogen, und zwar nicht nur als Vergleichsmaterial, sondern auch in Fällen, wo sich der Verf. keine direkte Auskunft verschaffen konnte, als Ersatz. Für die Musik konnte er die neue Arbeit von Brigitte Schiffer (Die Oase Siwa und ihre Musik, Bottrop 1936; bespr. von H. G. Farmer in JRAS 1938 p. 626—7) noch nicht benutzen. Am Schlusse der kleinen Schrift spricht Verf. sein Bedauern darüber aus, daß seine Erwartungen nicht erfüllt wurden, welche er an die isolierte Lage der Oase Siwa geknüpft hatte, nämlich dort eine unabhängige Kultur und Geistesrichtung der Bewohner zu finden. „A glance over the foregoing notes will show us how foolish this idea was. The Muslim complex pervades every aspect of life." Er vergleicht dann diesen Zustand mit dem in kleinen mexikanischen Gemeinden, wo die spanische und katholische Tradition vorherrscht, während die eingeborenen Elemente sich dem neuen Schema angepaßt haben und in dasselbe verflochten sind. Trotz seiner Mängel wird dies kurze Buch denen, welche sich in Zukunft mit der Oase Siwa befassen wollen, als eine willkommene Vorarbeit dienen können.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Journal of the Royal Asiatic Society 1937:

3 409—12 L. C. Hopkins, Archaic Chinese Characters. Being some intensive studies in them. Part III (Fortsetzung von S. 217). — 413—32 R. Campbell Thompson, Assyrian Prescriptions for Diseases of the Feet (Fortsetzung von S. 286). — 433—52 S. M. Husain, Notice of an unknown Anthology of Ancient Arabic Poetry "Muntaha 'l-Talab min Ash'âr-i 'l-'Arab", by Muḥammad b. al-Mubârak b. Muḥammad b. Maimûn. — 453—60 Henry George Farmer, Was the Arabian and Persian Lute Fretted? (bejaht die umstrittene Frage, mit 1 Abb.). — 461—5 A. J. Arberry, Did Sulamī Plagiarize Sarrāj? — 467—91 Miscellaneous Communications: 467—70 G. B. Gardner, Ancient Beads from the Johore River as Evidence of an Early Link by Sea between Malaya and the Roman Empire (mit Abb. von indischen und römischen Perlen und eines Schiffsmodells, auf 3 Taf.). — 470—3 O. R. Gurney, Temple Records from Umma. — 474—7 S. Hillelson, The Source of a Story in the Mathnawī and a Persian Parallel to Grimm's Fairy Tales. — 477—9 Mesrovb J. Seth, The Zamzamah: an eighteenth-century gun. — 480—1 H. Kurdian, A Correction to "Mirabilia Descripta" (The Wonders of the East) by Friar Jordanus. — 481—3 A. J. Arberry, An Unknown Work on Zoology. — 483—91 Giuseppe Furlani, The Yezidi Villages in Northern 'Irāq. — 493—541 Reviews of Books: *Henry Field, Arabs of Central Iraq: Their History, Ethnology, and Physical Characters (Bertram Thomas). — *Florence Ayscough, Travels of a Chinese Poet. Tu Fu, Guest of Rivers and Lakes (Hilda Arthurs Strong). — *Noël Peri, Essai sur les Gammes Japonaises (Henry George Farmer). — *J. Hackin, (avec la collaboration de J. Carl), Recherches Archéologiques au Col de Khair Khaneh près de Kābul (John Marshall). — *Émile Senart, (transl.) Bṛhadāraṇyaka-upaniṣad (B. Heimann). — *Mrs. Rhys Davids, The Birth of Indian Psychology and its Development in Buddhism (E. H. Johnston). — *Rev. John Hoffmann, S. J. (in collaboration with Rev. Arthur van Emelen), Encyclopædia Mundarica, Vols. VIII—X (letters K, L, M, N, and O) (S. C. Roy). — *G. J. Held, The Mahābhārata: an Ethnological Study (C. G. Seligman) — *Gustave-Charles Toussaint, Le Dict de Padma. Padma Thang Yig (Giuseppe Tucci). — *Satkari Mookerjee, The Buddhist Philosophy of Universal Flux (C. A. F. Rhys Davids). — *J. H. Gense and D. R. Banaji, The Gaikwads of Baroda (C. N. Seddon). — *Sir Francis Jounghusband, Everest: The Challenge (F. S. Smythe). — *The British Museum Quarterly, Vols. VIII—XI, Pt. 1 (S. A. Cook). — *Sir Leonard Woolley, Abraham (Theodor H. Gaster). — *Theodore H. Robinson, Die zwölf kleinen Propheten, Hosea bis Micha (Alfred Guillaume). — *Julius Georg Lautner, Altbabylonische Personenmiete und Erntearbeiterverträge (C. J. Gadd). — *Eric Burrows, Ur Excavation Texts. II, Archaic Texts (T. Fish). — *Albert Schott, Vorarbeiten zur Geschichte der Keilschriftliteratur. Die Assyrischen Königsinschriften vor 722. Der Schreibgebrauch (S. Langdon).

4 589—611 E. S. Drower, The Shafta ḏ Pišra ḏ Ainia (mandäischer magischer Text in Umschrift und Übersetzung). — 613—24 E. H. C. Walsh,

Notes on the Silver Punch-marked Coins in the British Museum (zu Allan's Catalogue of the Coins of Ancient India in the British Museum). — 625—55 S. N. Wolfenden, Concerning the Variation of Final Consonants in the Word Families of Tibetan, Kachin, and Chinese. — 656—77 S. Hillelson, Aspects of Muḥammedanism in the Eastern Sudan. — 679—718 Reviews of Books: *Zellig S. Harris, A Grammar of the Phœnician Language (S. A. Cook). — *Émile Licent, S. J., Hoang Ho-Pai Ho (H. I. Harding). — *Herrlee Glessner Creel, The Birth of China: A Survey of the Formative Period of Chinese Civilization (W. Perceval Yetts). — *Madeleine Colani, Mégalithes du Haut-Laos (Hua Pan, Tranh Ninh) (Ivor H. N. Evans). — *Pierre Gourou, Les Paysans du Delta Tonkinois (Joseph Vassal). — *Kaliram Medhi, Assamese Grammar and Origin of the Assamese Language, with an Introduction containing a Short History of Assamese Literature (P. R. Gurdon). — *Alice Getty, Gaṇeśa: A Monograph on the Elefant-faced God (J. Ph. Vogel). — *Sarabhai Manilal Nawab, Jaina Chitrakalpadruma (K. de B. Codrington). — *G. T. Garratt (ed.), The Legacy of India (B. E. Enthoven). — *R. Tajima, Étude sur le Mahāvairocana-Sūtra (Dainichikyō) (C. A. F. Rhys Davids). — *Ivan Stchoukine, La Peinture Iranienne sous les derniers 'Abbasides et les Îl-Khâns (Basil Gray). — R. Campbell Thompson, A Dictionary of Assyrian Chemistry and Geology (C. J. Gadd). — 719—30 Obituary Notices: Prof. Stephen Herbert Langdon (R. Campbell Thompson). — Desmond Parsons (W. Perceval Yetts). Dr. Kashiprasad Jayaswal (T. W. Thomas).

1938:

1 1—20 E. S. Drower, Shafta ḏ Pišra ḏ Ainia (Schluß zu 1937, 589—611). — 21—35 E. H. C. Walsh, Notes on the Silver Punch-marked Coins in the British Museum (Schluß zu 1937, 613—24). — 37—56 Theodor Herzl Gaster, The "Graces" in Semitic Folklore. A Wedding Song from Ras Shamra. — 57—79 W. Ivanow, A Forgotten Branch of the Ismailis. — 81—91 Miscellaneous Communications: 81—4 Ananda K. Coomaraswamy, Nirmāṇa-kāya. — 84—7 C. Inostrantsev, Balāḏurī and Hamza Iṣfahānī on the Migration of the Parsees. — 87—9 Ders., Zarathushtra, Vishtaspa, and some Arabic Archæological Accounts. — 89—91 A. J. Arberry, A Bisṭāmī-legend. — 93—157 Reviews of Books: *James A. Montgomery and Zelig S. Harris, The Ras Shamra Mythological Texts (Th. Gaster). — *William F. Edgerton and J. A. Wilson, Historical Records of Ramses III: The Texts in Medinet Habu, Vols. I and II. (M. F. Laming Macadam). — *G. Dykmans, Histoire Économique et Sociale de L'Ancienne Égypte (Samuel A. B. Mercer). — *Wilh. Lehmann, Der Friedensvertrag zwischen Venedig und der Türkei vom 2. Okt. 1540 (D. M. Bueno de Mesquita). — *J. Siguret, Territoires et Populations des Confins du Yunnan (H. I. Harding). — *Henry H. Hart, The West Chamber. A Medieval Drama (Shelly Wang). — *E. v. Zach, Tufu's Gedichte (Lionel Giles). — *J. L. Swellengrebel, Korawāçrama (C. O. Blagden). — *Giuseppe Tucci, Indo-Tibetica III, Part II (Alice Getty). — *C. V. Narayana Ayyar, Origin and Early History of Śaivism in South India (E. J. Thomas). — *Leroy Carr Barret, The Kashmirian Atharva Veda (E. H. Johnston). — *N. K. Sinha, Rise of the Sikh Power (H. L. O. Garrett). — *J. H. Johnston, The Buddhacarita or Acts of the Buddha (und) The Buddha's Mission and Last Journey: Buddhacarita XV to XXVIII, (F. Otto Schrader). — *Irving Babbitt, The Dhammapada (C. A. F. Rhys Davids). — *H. C. Ray, The Dynastic History of Northern India: Early Medieval Period. Vol. II (R. Burn). — *K. G. Sesha Aiyar, Cēra Kings of the Sangam Period (S. Krishnaswami Aiyangar. — *J. H. Levis, Foundations of Chinese Musical Art (Chiang Yee). — *Mme Gilberte Hla-Dorge, Une Poétesse Japonaise au XVIIIe siècle, Kaga No Tchiyo Jo (H. Parlett). — *S. M. Shirokogaroff, Psychomental Complex of the Tungus (L. C. Hopkins). — *A. J. Arberry, The Doctrine of the Ṣūfīs (Kitāb al-Ta'arruf li-maḏhhab ahl al-taṣawwuf) (R. A. Nicholson). — *†A. Mingana, An Important Manuscript of the Traditions of Bukhāri (A. Guillaume). — 163—4 Obituary Notice: Alphonse Mingana (D. S. Margoliouth).

2 177—200 Margaret Smith, Al-Risālat Al-Laduniyya. By Abū Ḥāmid Muḥammad Al-Ghazālī (450/1059—505/1111) (Übersetzung mit Einführung und Analyse). — 201—30 Earl H. Pritchard, The Instructions of the East India Company to Lord Macartney on His Embassy to China and His Reports to the Company, 1792—4. Part I: Instructions from the Company. — 231—49 James Robson (with Notes by H. G. Farmer), The Kitāb al-malāhī of Abū Ṭālib Al-Mufaḍḍal ibn Salama (Übersetzung eines Textes über Musikinstrumente). — 251—76 H. H. Rowley, The Song of Songs: an Examination at Recent Theory. — 277—82 Miscellaneous Communications: 277—80 Nabia Abbott, Arabic Numerals. — 281—2 F. W. Thomas, An Old Name of the Khotan Country (i. e. *khema*). — 283—340 Reviews of Books: *C. J. Gadd, The Stones of Assyria (J. L. Myres). — *E. Ebeling, Reallexikon der Assyriologie, Vol. II, Part 4 (O. R. Gurney). — *H. W. Ponder, Cambodian Glory (R. le May). — *R. C. Majumdar, Suvarnadvipa, Ancient Indian Colonies in the Far East (C. E. A. W. Oldham). — *V. Minorsky, Hudūd al-'Ālam (translated and explained with the Preface by V. V. Barthold (1930), translated from the Russian) (R. Levy). — *S. C. Chakravarti, The Philosophy of the Upanishads (B. Heimann). — *Hubert Grimme, Altsinaitische Forschungen, Epigraphisches und Historisches (D. S. Margoliouth). — *H. H. von der Osten, Ancient Oriental Seals in the Collection of Mrs. Agnes Baldwin Brett (R. D. Barnett). — *R. Blanchère, Abou ṭ-Ṭayyib al-Motanabbî (R. A. Nicholson). — *H. Nelson Wright, The Coinage and Metrology of the Sultans of Delhi (R. B. Whitehead). — *John Allan, Catalogue of the Coins of Ancient India (R. B. Whitehead). — 341—2 Obituary Notice: Hermann Jacobi (E. H. Johnston).

3 353—74 Margaret Smith, Al-Risālat Al Laduniyya. By Abū Ḥāmid Muḥammad Al-Ghazālī (450/1059—505/1111) (Schluß zu S. 177—200). — 375—96 Earl H. Pritchard, The Instructions of the East India Company to Lord Macartney on his Embassy to China and his Reports to the Company, 1792—4. Part II: Letter to the Viceroy and First Report (Fortsetzung zu S. 201—30). — 397—412 Henry George Farmer, The Instruments of Music in the Ṭāq-i-Bustān Bas-Reliefs (mit 2 Tafeln). — 413—22 L. C. Hopkins, The Ancestral Message. — 423—31 Miscellaneous Communications: 423—6 Aurel Stein, Note on Remains of Rome's Mesopotamian Limes surveyed in Irāq Territory. — 426—30 H. D. Sankalia, The Earliest Jain Sculptures in Kāthiāwār (mit 2 Tafeln). — 431 H. Kurdian, A Few Corrections in the English Translation and Transliteration of the Chronography of Gregory Abû'l Faraj (Bar Hebræus). — 433—69 Reviews of Books: *H. Munro Chadwick, and N. Kershaw Chadwick, The Growth of Literature (Th. H. Gaster). — *V. A.

Riasanowsky, Fundamental Principles of Mongol Law (Neville Whymant). — *W. C. Costin, Great Britain and China, 1833—1860 (H. Parlett). — *Hans Jørgensen, Dictionary of the Classical Newārī (Stuart N. Wolfenden). — *Walter Ruben, Studien zur Textgeschichte des Rāmāyaṇa (E. H. Johnston). — *J. Ph. Vogel, Buddhist Art in India, Ceylon, and Java (C. E. A. W. Oldham). — *Charles Virolleaud, La Légende Phénicienne de Danel (Th. H. Gaster). — *A. Pohl, Vorsargonische und Sargonische Wirtschaftstexte (T. Fish). — *J. Lewy, Tablettes Cappadociennes (Sidney Smith). — *B. Csüry und A. Kannisto, Yrjö Wichmanns Wörterbuch des Ungarischen Moldauer Nordcsángó- und des Hétfaluer Csángódialektes nebst grammatikalischen Aufzeichnungen und Texten aus dem Nordcsángódialekt (Alan S. C. Ross).

4 493—509 Earl H. Pritchard, The Instructions of the East India Company to Lord Macartney on his Embassy to China and his Reports to the Company, 1792—4. Part III: Later Reports and a Statement of the Cost of the Embassy (Schluß zu S. 375—96). — 511—21 W. H. Moreland, The Pargana Headman (Chaudhrī) in the Mogul Empire (mit 1 Tafel). — 523—33 Herbert Chatley, The Date of the Hsia Calendar Hsia Hsiao Chêng. — 535—40 E. H. E. Walsh, The Image of Buddha in the Jo-wo-Khang Temple at Lhasa (mit 2 Taf.). — 541—6 Joseph de Somogyi, Ibn al-Jauzī's Handbook on the Makkan Pilgrimage. — 547—53 E. H. Johnston, The Gopālpur Bricks (Ziegel mit Inschriften aus der Zeit um 500 n. Chr., buddhistische Texte [pratītyasamutpāda-Formel] enthaltend; 3 Taf.). — 555—60 H. Kurdian, A Few Corrections on Guy Le Strange's "Clavijo, Embassy to Tamerlane (1403—1406)". — 561—4 Viqar Ahmed Hamdani, Some Rare Manuscripts in Istanbul. — 565—637 Reviews of Books: *C. A. Storey, Persian Literature, a Bio-bibliographical Survey (C. N. Seddon). — *T'ang Leang-Li, The New Social Order in China (Lionel Giles). — *Earl H. Pritchard, The Crucial Years of Early Anglo-Chinese Relations, 1750—1800 (Dorothea Hosie). — *P. O. Bodding, A Santal Dictionary (R. M. Macphail). — *Sarat Chandra Roy and Romesh Chandra Roy (with Foreword by R. R. Marett), The Khāriās (F. J. Richards). — *T. Grahame Bailey, The Pronunciation of Kashmiri (D. L. R. Lorimer). — *Raghu Vira, The Mahābhārata (E. H. Johnston). — * L. A. K. Iyer, The Travancore Tribes and Castes, Vol. I (R. E. Enthoven). — *Two Lamaistic Pantheons: from materials collected by the late Baron A. v. Staël Holstein (Giuseppe Tucci). — *I. B. Horner, The Early Buddhist Theory of Man Perfected. A Study on the Arahan (W. Stede). — *Osvald Sirén, The Chinese on the Art of Painting (F. H. Andrews). — *Charles Virolleaud, La Légende de Keret, Roi des Sidoniens (Th. H. Gaster). — *Leroy Waterman, Excavations at Sepphoris, Palestine, in 1931. (K. M. Kenyon). — *S. Pines, Beiträge zur Islamischen Atomlehre (J. de Somogyi). — *E. E. Elder, Arabic Grammar (R. Levy). — *Richard Bell, The Qur'ān: Translated with a Critical Re-arrangement of the Surahs (Arthur Jeffery). — *A. J. Arberry, The Book of Truthfulness (Kitāb al-Ṣidq) by Abū Sa'īd al-Kharrāz (Margaret Smith). — *Bruno Schindler (ed. in collaboration with A. Marmorstein), Occident and Orient: Gaster Anniversary Volume (D. S. Margoliouth). — René Grousset. Histoire des Croisades et du Royaume Franc de Jérusalem, III. (Joseph de Somogyi). — Obituary Notices: E. J. Rapson (R. L. Turner, E. Burn). — Father Eric Norman Bromley Burrows, S. J. (R. Campbell Thompson).

1939:

1 1—27 Ilse Lichtenstädter, Muhammad Ibn Habîb and his Kitâb al-Muḥabbar. — 29—39 T. Fish, Some Sumerian Tablets of the Third Dynasty of Ur. — 41—51 Henry George Farmer, The Structure of the Arabian and Persian Lute in the Middle Ages. — 53—61 D. S. Margoliouth, Some Additions to Professor Jeffery's Foreign Vocabulary of the Qur'an. — 63—74 †W. H. Moreland, The Ships of the Arabian Sea about A. D. 1500. — 75—91 Miscellaneous Communications: 75—8 Herbert Gordon May, Ruth's Visit to the High Place at Bethlehem. — 78—84 Alfred Master, The Order of Succession of the Six Pallava Kings Preceding Mahendravarman I. — 85—91 H. W. Bailey, Turks in Khotanese Texts. — 93—150 Reviews of Books: *B. Ebbel, The Papyrus Ebers (C. Elgood). — *F. Thureau-Dangin et Maurice Dunand, avec le concours de L. Cavro et G. Dossin, Til-Barsib (J. L. Myres). — *Rupert Emerson, Malaysia. A Study in Direct and Indirect Rule (C. O. Blagden). — *J. P. B. de Josselin de Jong, Studies in Indonesian Culture (R. O. Winstedt). — *Arthur Christensen, L'Iran sous les Sassanides (V. Minorsky). — *E. Lockhart, Nadir Shah (E. D. Maclagan). — *Jacques Duchesne-Guillemin, Les composés de l'Avesta (H. W. Bailey). — *Shree Purohit Swami and W. B. Yeats, The Ten Principal Upanishads put into English (W. Stede). — *V. R. Rāmachandra Dīkshitar, Studies in Tamil Literature and History (T. Burrow). — *Pater Jean-Baptiste Frey, Corpus Inscriptionum Judaicarum Vol. I: Europe (Th. H. Gaster). — *Zaki Ali, Islam in the World (A. Yusuf Ali). — Obituary Notice: William Harrison Moreland (R. Burn).

2 173—92 †W. H. Moreland, The Ships of the Arabian Sea about A. D. 1500 (Schluß zu S. 63—74). 193—216 F. W. Thomas, The Nam Language (Über Texte in tibetischer Schrift aus Zentralasien [Tunhuang] in einer unbekannten, wahrscheinlich tibetobirmanischen Sprache. Der Inhalt soll nicht buddhistisch, sondern mythologisch-historisch sein. Die alte Sprache ist primitiver in der Struktur als das Tibetische. Sprachliche Untersuchungen und Übersetzungsversuche). — 217—40 E. H. Johnston, Demetrias in Sind? (Gegen die Annahme Tarn's in "Greeks in Bactria and India", Demetrius habe in Sind eine Stadt seines Namens gegründet). — 241—51 B. C. Law, Some Observations on the Jātakas (über die Zahl der Jātakas im Pāli-Kanon). — 253—60 L. C. Hopkins, The Rescue of the Chinese Rhinoceros. — 261—6 Miscellaneous Communications: 261 Henry George Farmer, Who was Johannes Ocreatus? — 262—3 English Graves in Persia. — 264—5 T. Grahame Bailey, The Date of the Word Urdu. — 265—6 Sten Konow, A Greek Term in an Indian Inscription (aṇaṃkaya = ἀναγκαῖος). — 267—324 Reviews of Books: *Ch'u Ta-kao, Chinese Lyrics (Chiang Yee). — *Jos. Mullie, The Structural Principles of the Chinese Language. Transl. from the Flemish by A. Omer Versichel. Vol. II and III (Lionel Giles). — *Alb. C. Kruyt, De West-Toradjas op Midden-Celebes (R. O. Winstedt). — *W. E. Soothill and L. Hodous, A Dictionary of Chinese Buddhist Terms (E. H. Johnston). — *Bibliotheca Javanica 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 7a (C. O. Blagden). — *Antonio da Rozario, Argument and Dispute upon the Law between a Roman Catholic and a Brahman (E. H. C. Walsh). — *H. G. Rawlinson, India: A Short Cultural History (E. D. Maclagan). — *Ethel M. Pope, India in Portugese Literature (E. Rosenthal). — *Gisbert Gombaz, L'Évolution du Stūpa en Asie (J. Ph. Vogel). — *G. Ryckmans, Grammaire Accadienne; *M. Rutten,

Éléments d'Accadien (C. J. Gadd). — *M. Ziauddin, A Monograph on Moslem Calligraphy (Mojtaba Minovi). — *A. O. Väisänen, Wogulische und Ostjakische Melodien, phonographisch aufgenommen von Artturi Kannisto und K. F. Karjalainen (H. G. Farmer). — *A. M. Goichon, Lexique de la Langue Philosophique d'Ibn Sīnā (Avicenne); Ders., La Distinction de l'Essence et de l'Existence d'après Ibn Sīnā (Avicenne) (Alfred Guillaume). — Obituary Notices: Lord Chalmers (F. W. Thomas). The Maharāja of Baroda (E. D. Maclagan). E. W.

Sinica, Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung 14 1939:
3/4 91—7 Exzellenz Chen Chieh in Frankfurt am Main; mit 2 Taf. (Bericht vom Besuche, den der chinesische Botschafter der Stadt Frankfurt a. M., insbesondere dem dortigen China-Institut, vom 8. bis 10. Juni 1939 abstattete. Enthält kurze biographische Daten über den Genannten und die anläßlich seines Besuches gehaltenen Ansprachen). — 98—102 Alfred Forke, Die chinesischen Skeptiker (Zusammenfassende Übersicht über diese Philosophenschule Chinas und ihre Gedankenwelt, die — nach Vorläufern im 5. und 4. Jh. v. Chr. — ihre Blütezeit in der Epoche der späteren Han-Dynastie hatte und mit ihren Ausläufern bis ins 14. Jh. reichte. Die chinesischen Skeptiker gingen nicht so weit wie die griechischen, überhaupt die Möglichkeit der Erkenntnis zu leugnen, „sie verwarfen und bekämpften nur die von den meisten Denkern, namentlich von den Konfuzianern, angenommenen Grundsätze, welche diese gleichsam als ewige Wahrheiten betrachteten"). — 103—7 Tsau Tsau's Flucht, aus dem San Guo-Dschi übersetzt von Irmgard Grimm; mit 2 Tafeln (Schilderung der Erlebnisse, die Tsau Tsau auf der Flucht zu seinem Vater hatte, nachdem sein Attentat auf den Reichskanzler Dung Dscho mißglückt war). — 108—50 Moculin — ein Heldenepos der Golden, aus dem Chinesischen übersetzt von John Hefter; mit 7 Tafeln (Der Übersetzer will „einmal einen Einblick in die Beobachtungs- und Arbeitsmethoden eines zeitgenössischen chinesischen Ethnographen bieten, und zum anderen eine Schau in schamanistische Vorstellungen ermöglichen . . ." „Moculin ist der ‚Siegfried' der Golden, der kämpft, siegt und befriedet"). — 151—61 Der Sprung in den Wildbach, aus dem San Guo-Dschi (Kapitel 34) übersetzt von Franz Kuhn, mit 1 Taf. (Liu Be entrinnt einem gegen ihn geplanten Attentat, indem er über einen Wildbach setzt). — 162—4 Max Loehr, Chinesische Baumbilder; mit 4 Taf. (Studie über chinesische Baummaler, nebst Proben ihres Schaffens). — 165—92 Dschan-Yu — Der Kriegskamerad. Ein Einakter von Tien Han, aus dem Chinesischen übersetzt von Liao Bao-seing (Das Stück „bietet ein Stimmungsbild aus dem Schanghai des Jahres 1932 und bringt . . . die Kräfte zur Darstellung, die sich im heutigen volksbewußten China gestaltend und waltend auswirken"). — 193—6 Joachim Werner, Ein Hunnisches Lager der Han-Zeit in Transbaikalien; mit 4 Abb. (Behandelt die Bedeutung eines ca. 13 km südwestlich von Verchneudinsk auf dem linken Selenga-Ufer von G. P. Sosnovskij 1928/29 untersuchten und 1934 in einer Veröffentlichung bekanntgemachten Ruinenfeldes. Dieses wird nach der gefundenen Keramik in die Han-Zeit datiert und mit den Hunnen in Verbindung gebracht. Es ist das erste in dieser Zone festgestellte hunnische Nomadenlager). — 197—206 Bücherbesprechungen: *Gustav Fochler-Hauke, Der Ferne Osten. Macht- und Wirtschaftskampf in Ostasien. 2. neubearb. Aufl. sowie: *Kurt Wiersbitzky, Südostasien. Ein Kampffeld der Zukunft zwischen Weiß, Rot und Gelb (Friedrich Otte, Eisenach). — *Maximilian Müller-Jabusch, Franz Urbig zum 23. Januar 1939, Berlin 1939 (Friedrich Otte, Eisenach). — *Ed. Horst von Tscharner, China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik, München 1939 (Heinz Trefzger). — *Ilse Langner, Die purpurne Stadt, Berlin 1937 (Heinz Trefzger). — 207 Zu den Bildtaf. — 209—10 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen. Alfred Kühn.

Yenching Journal of Chinese Studies 25 1939 June:
1—58 C. W. Luh, 51 groups of initials in the Kuang Yün, a formal proof (in dieser, hauptsächlich mit Hilfe der statistischen Methode durchgeführten Arbeit wird festgestellt, daß es nicht nur 47, wie B. Karlgren mit anderen Forschern angenommen hatte, sondern 51 Anlautgruppen im Kuang-yün gibt. Dadurch werden zahlreiche Fragen der altchinesischen Phonetik einer Revision zu unterziehen sein). — 59—106 Ch'en Ch'iu, The political thought of the Anti-Reformists during the time of the "One Hundred Day of Reforms" (untersucht die Gedanken der Gegner der Reformen von 1898 und zeigt, daß diese fast durchweg nicht starre Reaktionäre waren, sondern meist Reformen in irgendeiner Art wollten, nur nicht in der Art, wie K'ang Yo-wei sie wollte. Auch die Rolle, die persönliche Feindschaften und Cliquen-Politik dabei gespielt haben, wird berücksichtigt). — 107—52 Nieh Ch'ung-ch'i, Special examinations during the Sung Dynasty for documentary experts (Untersuchung der Ts'ih-k'o, der Prüfung für Experten im Abfassen von amtlichen Dokumenten, die in gewissen Perioden der Sung-Zeit in verschiedenen Formen eingeführt worden war. Grade, System, Erfolge, Berechtigung und die Namen der einzelnen erfolgreichen Prüflinge werden behandelt. Die Arbeit ist wichtig, da sie ein bisher kaum besprochenes Thema ausführlich behandelt). — 153—212 Liu Hsüan-min, Early Russo-Chinese commercial relations (behandelt nur die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und China von 1689—1858, der politische Hintergrund wird bloß gestreift. Entstehung des Handelsverkehrs, Bedingungen, Handelswege, einzelne Gesandtschaften, Art und Umfang des Handels. Die Arbeit beruht stark auf englischen Quellen, chinesische sind weniger herangezogen, als man erwarten sollte, russische nur insoweit, als Übersetzungen vorlagen). — 213—38 Hou Jen-chih, A study of the original draft of Wang Hung-hsü's Ming-shih lieh-chuan-kao (Untersuchung eines neu aufgefundenen Manuskriptbruchstückes der Biographien der Ming-Annalen. Es läßt sich beweisen, daß sie von Wang Hung-hsü persönlich geschrieben und auch von ihm korrigiert sind. Das beweist weiter, daß Wang Hung-hsü selbst einen wesentlichen Anteil an der Zusammenstellung der Ming-Annalen hatte und nicht nur in oberflächlicher Weise Vorarbeiten von Wan Sih-t'ung abänderte und herausgab, wie vielfach behauptet wird). — 239—60 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (January to June 1939) (Nachruf und zugleich Biographie für Ch'ien Hsüan-t'ung, einen der Vorkämpfer der neuen wissenschaftlichen Richtung in China; Referate. Sonstige Nachrichten über wissenschaftliche Tätigkeit fehlen. Die Zeitschrift enthält seit Mitte 1937 in steigendem Maße statt Originalarbeiten führender Forscher Abschlußprüfungsarbeiten von Studenten). W. Eberhard.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.